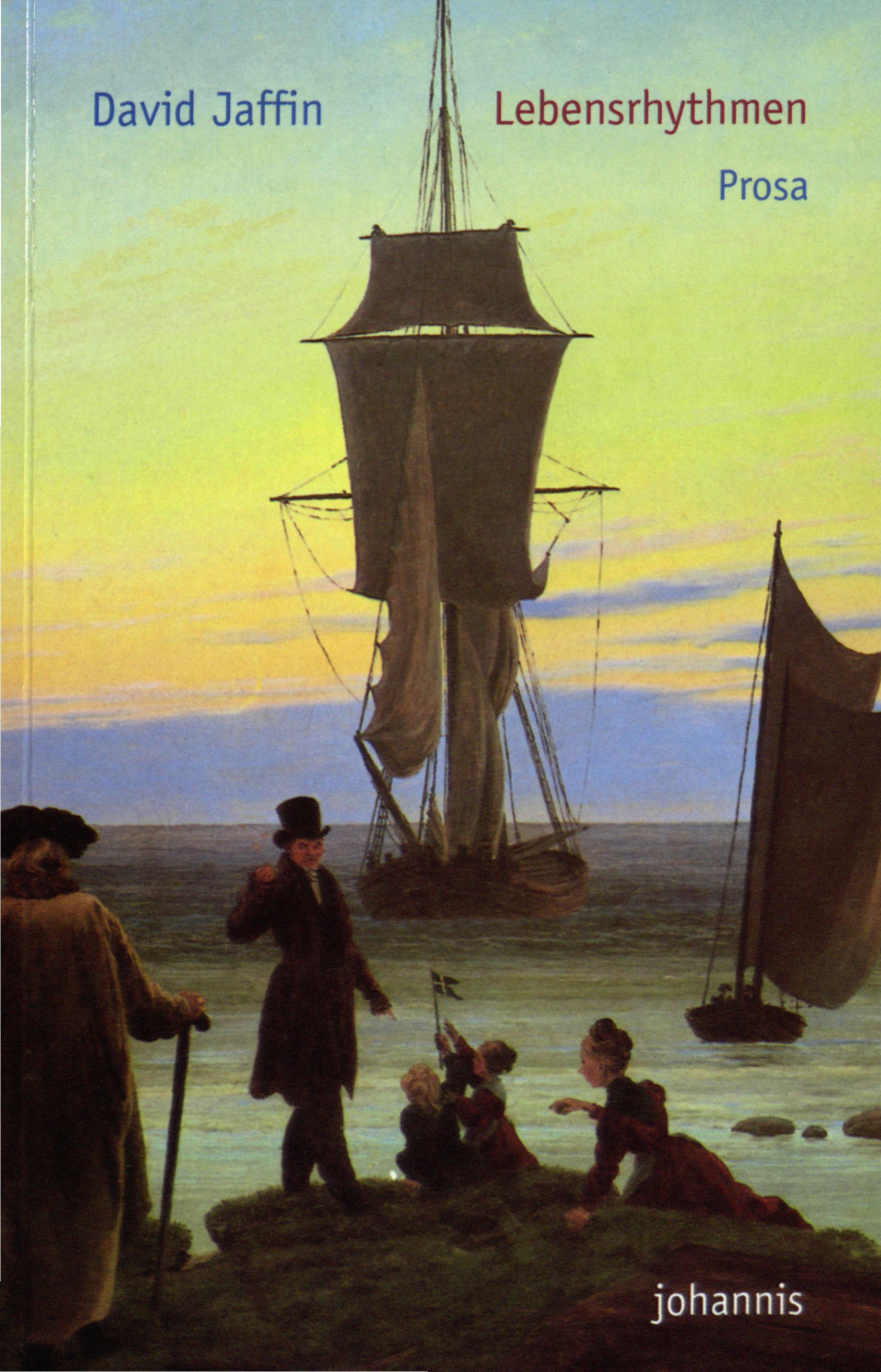


David Jaffin

Lebensrhythmen

Prosa



johannis

David Jaffin · Lebensrhythmen

7322090

David Jaffin

Lebensrhythmen

Prosa



johannis

*Dank an meine Frau Rosemarie
für die Bearbeitung dieses Manuskriptes*

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Jaffin, David:

Lebensrhythmen : Prosa / David Jaffin. – Lahr : Johannis, 2000
(TELOS-Bücher ; 2412 : TELOS-Paperback)
ISBN 3-501-01389-2

TELOS-Paperback 72 412

© 2000 by Verlag der St.-Johannis-Druckerei, Lahr/Schwarzwald
Umschlaggestaltung: Friedbert Baumann
Umschlagmotiv: Caspar David Friedrich,
Die Lebensstufen (Ausschnitt), um 1834, Leipzig,
Museum der bildenden Künste
Gesamtherstellung:
St.-Johannis-Druckerei, Lahr/Schwarzwald
Printed in Germany 13916/2000

*Dichtung bedeutet unter anderem
eine Sensibilisierung gegenüber unseren Mitmenschen,
uns selbst, den Gegenständen unserer Welt,
gegenüber Gedankengängen und Gefühlen.
Das alles kann unser Leben als Christen bereichern und vertiefen.*

David Jaffin

Inhalt

I. Begegnungen

Jeffrey (Eine wahre Geschichte)	13
Dorothea	16
Mein Lieblingsonkel	17
Der Hirte	19
Harry	20
Burton	21
Cynthia	22
Ingrid	23
Alte Menschen, ihre Geschichten	24
Sibylle	25
Hartmut	27
Der Idiot	29
Die Welt, durch einen Rollstuhl gesehen	30
Wilhelmina, oder die Macht des Besens	31
Marianna oder die Psychowelt	32
Anthony, oder wie Begabungen verschüttet werden	34
Professor Wissenschaft	36

II. Bilder

Der Tunnel	39
Schwarze Schwäne	41
Die Wale	42
Raum	43
Wellen	44
Wenn die Vögel schweigen	45

Beim Abendmahl	46
Der Regen	47
Weidenröschen	48
Gedanken einer Vogelscheuche	49
Ein Bild und seine Bedeutung	51
So sehr	53
Was Schmetterlinge denken	54
Geschichte eines schönen Mantels mit drei Knöpfen	56
Die Rückkehr als ein Bild	58
Die Veranda oder:	
Alte Geschichten leben noch weiter	60
Die Kindheit	61
Auf dem Tisch	62
Blumen	63
Nach einem Gemälde von Corot	64
An die Malerei	65
Am Schluss	66

III. Scherze

Die Vorfahrtsstraße	69
Gesundheitskönigin	71
Fräulein B.	73
Handys	74
Misslungen	75
Italienisches Schauspiel	76
Glücklich, wirklich glücklich	78

IV. Nachgedacht

Wenn die Schiffe hinausfahren oder zurückkehren	81
Betrachtungen an einem frühwinterlichen Tag	82
Spiegelungen, Schatten	83
Wenn ich sehen würde wie ein Blinder	84
Die Bedeutung des Bildes	85
Fotoalbum	86
Sehen und empfinden durch die Augen von anderen?	87
Sehen und empfinden durch die Augen von anderen II	88
Der Angler	89
Die Lieder unserer Jugendzeit	91
Wer sein Gehör langsam verliert	93
Kalenderchristen – oder darf man unzeitgemäß sein?	94
Der Sommer	96
Am Ende der Ferien	97
Wind und Geist	99
Spannung	100
Gauguin – oder kann ein schlechter Mensch ein großer christlicher Maler sein?	101
Anklagbar	103
Sündenböcke	104
Der Jude	106
Nach Auschwitz	107
Schlaf	108
Krankheit	109
Die Zeit	110

I. BEGEGNUNGEN

Jeffrey (Eine wahre Geschichte)

40 Jahre war er jetzt, fast 41, und er wusste nicht, wie die Zeit vergangen war. Jude war er, aber ohne den für ihn altmodischen Glauben mitgetragen zu haben. Von einer Leidensgeschichte hatte er etwas mehr in sich – vage Erinnerung an etwas, worüber nicht mehr gesprochen wurde, die Ghettozeit, die Armutszeit, die fromme Vergangenheit in Polen. Vom Holocaust wusste er nur aus Nachrichten und Büchern. Seine Eltern hatten nie davon gesprochen. Er war schließlich Amerikaner, ganz und gar – jüdischer Herkunft, aber kein richtiger Jude.

In New York, wo er wohnte, erlebte er ein oder sogar zweimal etwas von diesem Judesein. Einmal bemerkte ein Klassenkamerad nach der Schule fast spöttisch: „Du bist Jude, wirst bestimmt ein Geschäftsmann. Juden und Geld, so seid ihr.“ Ja, er wurde Geschäftsmann, aber er hatte diese jugendliche Bemerkung fast ebenso vergessen wie seine jüdische Herkunft.

Im Geschäft war er nicht ohne Erfolg. Eines Tages bei einer Party traf er eine Frau, die ihn sehr verführerisch ansah, auch etwas von ihrem tief ausgeschnittenen Kleid zog ihn an. Zwei Jahre später heirateten sie, bekamen, wie es damals üblich war, zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Er lebte wie so viele andere, für sein Geschäft, und ja auch, am Wochenende etwas für seine Familie.

Eines Tages kam er nach Hause, er war damals noch nicht 40 und seine Frau sah ihm fest ins Gesicht, viel genauer als damals bei der Party und sagte: „Ich liebe dich nicht mehr. Du bist eine Routine und kein Mensch. Ich gehe weg und nehme die Kinder mit.“ Was sollte er dazu sagen? Er ging am nächsten Tag in sein Geschäft und arbeitete weiter. Er glaubte auch, dass er seine Frau nicht mehr

liebte, und war unsicher, ob er sie je geliebt hatte und was die Liebe eigentlich war – etwas fürs Fernsehen oder Kino, aber vielleicht nicht für ihn.

Nachdem seine Frau und die Kinder ihn verlassen hatten, fühlte er sich einsam, irgendwie unerfüllt. Er entschloss sich, eine Weltreise zu machen, um „sich selbst zu finden“. Manchmal aber zweifelte er an diesem „Sichselbstfinden“. War er nicht erwachsen? Verdiente er nicht gut? Hatte er nicht viele Freunde (oder besser gesagt Geschäftsfreunde)?

Als er diese große Reise plante, kam Israel, genauer gesagt, Jerusalem, irgendwie auf seinen Plan, mit rot, gut unterstrichen. Jerusalem schien etwa in der Mitte der Welt zu sein, wenn auch sicherlich nicht seiner Welt.

Als er in Jerusalem ankam, ging er in eine Pension, deren Inhaberin eine polnische Jüdin war. Seine Großeltern stammten aus diesem Gebiet, lebten wie fast alle Juden da in frommer Armut; und so schwieg er gegenüber dieser älteren Dame, als ob sie nur alte, fast vergessene Geschichte für ihn wäre. Sie aber bemerkte seine innere Traurigkeit und fing an, über ihren Glauben zu reden, über Gottes große Verheißungen an sein Volk, über das Jerusalem Davids und den kommenden Messias. Das alles klang ihm sehr weit weg, sehr ferne, auch wenn er sich jetzt gerade in Jerusalem befand.

Er ging den nächsten Tag spazieren, um die alte Stadt zu besichtigen. Die alten Steine, der Nachhall seiner Schritte, schien ihm wie er selbst, irgendwie innerlich leer, ohne wahren Gehalt. Er sah in der Ferne die Klagemauer, über die diese alte Tante gesprochen hatte, dieser letzte Rest des großen Tempels. Seine Schritte beschleunigten sich, sein Herz auch; er verstand das alles nicht, er fing zu laufen an, schneller, schneller, bis er zur Klagemauer kam, ganz außer Atem, außer sich. Er fiel auf die Knie, rief dem anwesenden

Rabbi zu: „Bete für mich. Ich weiß nicht, wie man betet. Ich weiß nur, ich bin zu Hause!“ Diese Worte kamen aus der Tiefe, aber irgendwie ferne, als ob eine andere Stimme in ihm spräche. Er blieb in Jerusalem, kehrte nicht mehr zurück, denn er, der wandernde Jude, war endlich zu Hause.

Dorothea

Es gibt Menschen, die sich ständig ändern – unterwegs sind, neue Lebenssicht gewinnen, geistig niemals alt werden. Aber doch gleich bleiben – gerade durch dieses ständige Unterwegssein. Niemals finden sie eine Bleibe, ein geistiges: Hier bin ich, weil ich hierher gehöre.

Dorothea war eine dieser Menschen. Ich nahm sie sehr ernst, mit Recht. Alles Oberflächliche interessierte sie nicht. Sie redete mit einer beständigen Hören-Sie genau-zu-Betonung. Ja, sie war sehr betont in allem, was sie sagte. Ihre Statur, gelenkig, fast knochig, war auch so betont.

Auch wenn ich sie kaum kannte, war es ihr ein Bedürfnis, mir und meiner Frau ihre ganze Geschichte zu erzählen: was sie im Krieg erlebt hatte, die Erschütterungen als Kind – ausgebombt, ständig vertrieben. Und dies war sie jetzt innerlich auch. Die ganze Zeit redete sie von sich selbst, aber Egoist war sie nicht. Immer wandte sie sich Menschen in Not zu, vielleicht auch, weil sie oft so ähnliche Not erlebt hatte. Aber sie war immer für sich, auch in ihrem Engagement für andere.

Als ich Dorotheas Geschichte höre, verstand ich wohl, dass wir Christen keine bleibende Stätte hier auf Erden haben.

Mein Lieblingsonkel

Einige der besten Menschen, welche ich kennen gelernt habe, waren nicht gläubig. Warum ist dies so? Könnte es sein, dass sie darum viel mehr von sich selbst verlangt haben, weil kein Erlöser da war, um ihre Schuld für sie zu tragen? Auch habe ich oft festgestellt, dass unsere Stärke, auch die Charakterstärke gleichzeitig unsere Schwäche in sich trägt.

Bei meinem Lieblingsonkel war das sicherlich der Fall, denn er war zu gut, viel zu gut. Es war Onkel Irving, welcher mit unendlicher Geduld während der Hauptverkehrszeit in Grand Central Station wartete, bis der rote Ballon, welchen ich mit acht Jahren hatte fliegen lassen, wieder mit einer sehr großen Leiter geholt wurde.

Irving war in der zweiten Generation Jude in Amerika. Er war ein hervorragender Student gewesen, gehörte zu den oberen 10% von Harvard Law School. Irving heiratete die Schwester meines Vaters, Nicki. Nicki war eine Schönheit, sehr temperamentvoll, ein Gebiet, auf dem Irving etwas zu kurz gekommen war. Nicki liebte Opern und konnte mittelmäßig in sieben Sprachen singen, mit solchem Charme, dass auch manche Kritiker ihre musikalischen Unebenheiten vergeben konnten. Nicki war eine ideale Frau für Irving, eine vollkommene Ergänzung zu ihm, aber sie war das jüngste Kind, total verwöhnt und unfähig, eine gute Mutter zu sein. Leider haben sie drei Kinder gehabt; Irving, wie viele Juden seiner Zeit, glaubte, dass der Mann ins Geschäft gehört und die Frau bei den Kindern sein sollte, aber wie gesagt, Nicki war nicht fähig, Kinder zu erziehen.

Irving war, anders als manche so begabten Juristen seiner Zeit, nicht vor allem am Geld interessiert. Er war ein Idealist und fing an für die Regierung gegen Monopole zu

arbeiten, nach dem neuen Gesetz in der Roosevelt-Ära. Er war mehr als erfolgreich. Er war ständig in den Zeitungen. Aber seine Frau war jemand, die sehr viel Geld brauchte, um richtig in ihrem Sinne zu leben. Irving machte dann eine vielleicht verhängnisvolle Entscheidung. Er verließ seinen sehr wichtigen, aber nicht so gut bezahlten Job für die Regierung und trat in die Privatkanzlei eines nahen Verwandten ein, wo er viel mehr Geld verdienen konnte. Irving war zu gut, auch zu gut zu seiner Frau. Es ist ein kleines Wunder, dass trotz dieser Umstände das zweite Kind eine tief verantwortliche Persönlichkeit geworden ist. Das Gleiche konnte über das jüngste Kind nicht gesagt werden.

Als Irving starb, haben viele Menschen über ihn, über ihre Erfahrung mit ihm gesprochen. Und bei dieser Beerdigung wurde wirklich nur die Wahrheit gesagt: wie ehrlich Irving war, wie hilfsbereit er immer blieb, wie gütig er immer war. Mehrere seiner Nichten und Neffen sagten immer wieder das Gleiche: „Er war mein Lieblingsonkel.“ Sogar mein Vater, der nach seinem Sturz mit 90 Jahren schwach und krank war, sprang auf und sagte über seinen jüngeren Schwager: „Er war auch mein Lieblingsonkel!“ Meine Mutter zog ihn schnell auf den Stuhl zurück. Onkel Irving war gut, viel zu gut, eine Seele von einem Menschen, jemand, mit dem man immer tiefe Gespräche führen konnte über dieses und jenes. Er hörte zu mit viel Geduld und vor allem mit viel Einfühlungsvermögen, aber unser aller Lieblingsonkel war nach dem Selbstmord seines Sohnes nur noch ein Schatten seiner selbst.

Heute, als ich von meinem Mittagsschlaf aufstand, fing ich an, vielleicht unbewusst, Irvings Lieblingslied zu singen, über eine Zukunft, welche wie das Paradies sein wird. Dieses Lied wurde auch bei seiner Beerdigung gesungen. Aber Irving, der zu gute Onkel Irving, starb ohne Glauben und innerlich ein gebrochener Mensch. Ich liebte ihn sehr.

Der Hirte

Diese Nacht war anders. Ich fühlte mich irgendwie unsicher, ängstlich. Besonders genau nehme ich die Sache nicht immer, aber trotzdem zähle ich jeden Abend meine Herde, auch wenn ich mehr oder weniger weiß, dass kein Schaf verloren gegangen ist. Diese Nacht war anders. Ich zählte sehr genau, einmal, dann noch einmal. – Jawohl, eines fehlte. Ich rief seinen Namen sehr laut, tief in die Dunkelheit hinein: „Suchi!“ – Kein Schaf vergisst die Stimme seines Hirten. Ich rief mehrmals sehr laut, und da, in der Ferne hörte ich etwas wie eine Antwort, aber sehr schwach. Ich ging schnell in diese Richtung – aber was ich fand, war nicht meine Suchi, sondern ein winzig kleines Kind in einer Krippe liegend. Er musste sehr arm gewesen sein. Er schaute mich von der Ferne an. Ich musste zu ihm hingehen, als ob er mich gerufen hatte, vielleicht mein lautes Rufen selbst beantwortet hatte. Als ich vor ihn kam, war das merkwürdig. Er, dieses winzige kleine Kindlein schaute mir tief in die Augen, als ob ich selbst dieses verlorene Schaf gewesen wäre. Und, ich konnte mich selbst fast nicht verstehen, ich verbeugte, mich vor ihm und fing zu beten an, wie man betet zu dem allmächtigen Gott.

Harry

Er war in die Liebe verliebt. Seine Gefühle waren flimmernd, aber nicht stetig. Die Liebe war für ihn ein Abenteuer, ein unbekanntes Terrain, wie wenn man eine neue Insel entdeckt, aber nur für sich. Aber was er wirklich entdeckt hat, war nicht jemand anders oder gar eine Insel, sondern seine eigenen Gefühle. Er war, ohne dass er es wusste, in sich selbst verliebt, in das Abenteuer des Ichs, welches er immer Du nannte. Frauen, vor allem wenn er sie kaum kannte, schöne Frauen interessierten ihn nur, solange sie ihm nicht bekannt waren. Eine Frau, welche er gut kannte, konnte er nicht lieben, weil sie etwas anderes als seine eigenen Gefühle war. Sie war ein wirkliches Du und nicht seine eigenen Vorstellungen, seine eigenen Empfindungen, ein Du, welches wirklich nur er selbst war. Er selbst, Harry Adlerbaum, war in Wirklichkeit mit sich selbst verheiratet und das war er auch, wenn er hundert Mal verliebt war. Harry war, wie manche unserer Zeit, ein Romantiker.

Burton

Er hatte immer eine Entschuldigung, aber meistens in letzter Minute. Und diese Entschuldigung war niemals kurz, sondern eine Geschichte in sich, gut ausgedacht, gut geplant. Wir wussten, dass es nicht wahr war, aber mit der Zeit fragten wir uns, ob er das wusste. Wer gewohnt ist, so zu leben und zu reden, siedelt sich mit der Zeit in so einer Welt an, einer Welt, welche er selbst als Schutz geschaffen hat, und die deswegen wahrhaftig sein muss, zumindest für ihn. Manche sind, hoffe ich, der Wahrheit verpflichtet. Er war aber sich selbst verpflichtet, eigentlich einem Schutz gegen sich selbst, gegen sein wirkliches Ich.

Manche versuchen auf diese Weise vor sich selbst, vor ihrer Welt, vor ihrer Wahrheit zu fliehen. Hat nicht Rose Ausländer so eine unwahre wahre, dichterische, verschollene Kindheitswelt geschaffen als Schutz, Schutz gegen die Vergangenheit von Leid und Verfolgung ihres, meines Volkes. Sie schützte sich, indem sie die Welt, ihre Scheinwelt, phantasievoll neu gestaltete. Gibt es nicht auch diese Krankheit, Multiple Persönlichkeit, bei der Menschen, welche in ihrer Kindheit so sehr verletzt, missbraucht wurden, ihre eigene Person verneinen, und deswegen viele andere Persönlichkeiten als ihre eigene annehmen? Die Wahrheit ist manchmal zu groß, zu tief, zu verletzend für uns, um sie zu ertragen. Er, Burton, hat eine Entschuldigung, aber meistens in letzter Minute, eine Entschuldigung vor sich selbst.

Cynthia

Ich mag Menschen, die sehr süß reden, nicht. Eine, die ich kannte und so redete, hatte einen harten inneren Kern. Diese so süße Art sich auszudrücken war ein Täuschungsmanöver. Solche Redensart bekommt man auch von Menschen, welche sehr sentimental sind – die Süße entspricht zumindest hier ihrem Wesen. Süß reden ist sehr auffällig wie Menschen, die einen ungewöhnlichen Haarschnitt tragen oder Kleider, welche eher wie Schlafanzüge ausschauen, oder Autos fahren, die so bemalt sind, dass man merkt, dass die „Künstler“ niemals große Kunst angeschaut haben. Solches Benehmen will uns sofort etwas sagen; was gesagt wird, bleibt aber an der Oberfläche.

Cynthia redete sehr süß, aber sie war anders, und es dauerte eine lange Zeit, bis ich das wirklich verstand. Sie hatte keinen harten Kern, denn sie war eher übersensibel, zerbrechlich. Sie war auch nicht sentimental, denn ihr Geschmack hatte einmal, früher, Tiefgang. Diese, Cynthias süße Art zu reden, war eher eine Art Abstand zu gewinnen, Selbstschutz gegen ihre eigene Empfindsamkeit. Sie redete süß, sie schaute alle Menschen süß an, als ob sie oder die Gegenüber Puppen wären. Vielleicht wollte sie wirklich eine Puppe sein, mit Augen, die auf und zu gehen, immer anders angezogen, immer anders geführt, aber damit versteckte sie ihre eigene Weise, die Welt zu betrachten?

Ich mag Menschen nicht, die sehr süß reden. Ich habe lieber ein echtes, aufrichtiges Gegenüber vor mir, dass dieser echte, aufrichtige Mensch mir wirklich etwas zu sagen hat.

Ingrid

Ihre Antworten kamen zu schnell, akzentuiert durch ihre Augen, besser gesagt pointiert. Sie schaute, als ob ihre Augen ihre Worte wie Pfeile trügen, bis sie trafen. Ja, sie trafen einer nach dem anderen ein für mich unbekanntes Ziel: Jeder Pfeil gezielt, der Augenblick, das Augenwort; aber gab es mehr für sie als dieses blitzschnelle Treffen? Blieb etwas zurück, unbekannt, vielleicht sogar geheimnisvoll? Nein, sie wusste, manchmal indem sie wusste und nachher wusste sie vielleicht gar nicht mehr. Ein Mensch als Augenblick, eine Welt nicht abgerundet, sondern nur gezielt, getroffen. Gespräch war für sie das Gewürz, aber wo blieb der Braten? Könnte so ein Mensch eine Geschichte haben, eine Kontinuität, oder war sie selbst zielen und treffen, ohne eigenes Selbst? Ingrid redete selten über ihr Leben, nur über Menschen, welche sie getroffen hat, und dann gezielt, getroffen, Pfeile der Charakterisierung. Merkwürdig war auch ihre Fotografie. Das war eine Leidenschaft von ihr. Landschaften (sie kannte viele), aber meistens ohne Menschen. Oder Menschen, nicht in sich still, arrangiert, um über den Augenblick zu bestehen, sondern momentan („Schnappschuss“). Das war sie, ein Momentan-Mensch, klug, spritzig, aber auf die Dauer nicht dauerhaft.

Alte Menschen, ihre Geschichten

Als ich am See entlang spazieren ging, sah ich einen alten Mann. Sein Gesicht hatte etwas zu sagen, eine Geschichte, seine Geschichte. Er sah in sich gekehrt, nachdenklich aus, als ob die Wellen seine Gedanken spiegelten. Er saß auf der Bank, ich setzte mich neben ihn, und mit der Zeit fing er an zu erzählen. Als er so dasaß, war es, als ob die Geschichte, seine Geschichte still geworden, zur Ruhe gekommen war. Ja, seine Geschichte war vorbei, sein Leben, was er zu sagen hatte. Die Bank, auf der wir saßen, war wie der Einband eines Buches, seiner Geschichte. Wichtig für mich war nicht so sehr, was er sagte – ja, jeder alte, einsame Mensch hat seine eigene Geschichte, aber wichtig war, wie er die Wellen anschaute, als ob er sich dadurch meinte besser erinnern zu können – die Wellen gleichsam als Zeit, seine Zeit. Und er schaute mich an, nicht um mich, meine Reaktion zu erleben, sondern als ob ich sein Gegenüber sei, das Gegenüber seines Lebens, jedes Gegenüber. „Ja, das ist so eine Geschichte“, sagte er immer wieder, und ich war jetzt ein Teil dieser Geschichte, nicht als Zuhörer, sondern als der, über den er erzählen wollte. Hell und dunkel war der Tag, aber auch wie er mir so tief in die Augen sah, als ob es nicht wirklich meine Augen seien. Er erzählte und als er fertig war, stand er auf, ohne Abschied zu nehmen und ging weiter seinen Weg. So waren seine Geschichten, Momente, die sich in der Zeit auflösten, aber er, er ging immer weiter. Einsam war er jetzt, aber sein Leben war wie eine Fotografie, die niemals genau zu entziffern war, und ja, er sah auch fast niemals in die Kamera, sondern meistens daneben.

Sibylle

Der Tisch war sehr sorgfältig gedeckt. Zuerst hat sie sich selbst so angezogen. Alles passte richtig zusammen: ihr Kleid, die feierliche Stimmung, durch Kerzenleuchter unterstrichen, und dann ihr bestes altes Besteck, welches sogar den Krieg intakt überlebt hatte.

Sie deckte den Tisch für fünf Personen: ihren Sohn, ihre Schwiegertochter und ihre zwei Enkelkinder, 12 und 9. Lange hatte sie auf diese Gelegenheit gewartet, denn ihr Sohn und seine Familie waren sieben Jahre im Ausland gewesen. Briefe, viele Briefe hatte sie erhalten, aber Papier blieb Papier, ebenso wie Fotos auch keine Menschen, lebendige Menschen ersetzen können.

Die Enkelkinder waren sehr klein gewesen, als sie zuletzt in Deutschland gewesen waren. Würden sie sich an sie erinnern, und mit welchen Erinnerungen, Erwartungen kamen sie? Ihr Sohn stand ihr zugleich nahe, aber auch mit etwas Abstand, als ob er sagen wollte: Ich bin dankbar für meine Erziehung, für deine Liebe, aber jetzt lebe ich mein eigenes Leben, meine Gedanken und Gefühle, meine Welt. Ihre Schwiegertochter passte genau zu diesen Vorstellungen – nahe, aber zugleich etwas ferne, abwesend, als ob sie sagen wollte: Dein Sohn gehört mir, aber ein bisschen, nur ein bisschen auch noch dir. Sibylle hatte ihren Mann im Krieg verloren, aber hat ihr Bestes getan für ihren Sohn wie für sich (aber vor allem für ihn, wie sie meinte), um für die Zukunft zu sorgen. Sie hatte gute Arbeit gefunden, aber auch viel Zeit und Mühe in ihren Sohn investiert. Jetzt endlich werden sie alle wieder beieinander sein.

Um 19 Uhr zum Abendessen waren sie erwartet worden, aber jetzt war es fast halb Acht. Sie betrachtete den Tisch. Sie betrachtete sich selbst zweimal im Spiegel, um Selbst-

vertrauen zu gewinnen. Und dann plötzlich läutete die Glocke, und dieser Glockenklang erinnerte sie für einen Moment an den Glockenklang einer Kirche, die Kirche ihrer Jugend, welche auch zu besonderen Anlässen wie Beerdigungen und Hochzeiten zu ertönen pflegte. Sie ging langsam, bedächtig, aber auch selbstsicher zur Türe und öffnete den Weg zu einer unsicheren neuen Zukunft.

Hartmut

Wo sollen wir anfangen? Jede Geschichte hat einen Anfang, aber seine anscheinend nicht. Er konnte sich nicht erinnern, wann und wo er angefangen hatte, sich zu erinnern. Er versuchte, bewusst aufzuwachen während seines Traumes – vielleicht war hier der Schlüssel dazu, sein Anfang. Aber die Träume, seine Träume waren immer im Fluss der Zeit, einer Zeit, welche über ihn bestimmte, warfen sein Bild ab und zu vor Augen, aber verschwanden dann. Er konnte sich etwas ohne Anfang, ohne Bestimmung nicht vorstellen, aber er selbst hatte keinen Anfang.

Er nahm seinen Namen an, ohne zu wissen, warum er so genannt wurde – bessere, passendere Namen konnte er sich wohl vorstellen. Er hieß Hartmut. Diesen Namen assoziierte er mit jemanden, der etwas behäbig war, ein bisschen stark, etwas größer als durchschnittlich. Aber er war klein, feingliedrig und zierlich. Seine Eltern passten auch nicht zu seiner Vorstellung von sich. Sie waren selbstbewusst und bürgerlich, er aber sensibel und feinfühlig. Durch sie bekam er seinen Namen, seine Herkunft, aber das alles passte nicht zu seiner Vorstellung von sich selbst.

Er suchte Antworten in der Zukunft. Vielleicht wächst man zu dem, was man wirklich ist, ohne bestimmte Herkunft, dachte er. Die Zukunft war für ihn wie Wellen im Meer. Er ließ sie über sich kommen. Er tauchte tief in sie hinein: neue Menschen, neue Erlebnisse. Sie kamen über ihn, aber bestimmten ihn nicht. Er blieb, so fremd ihm seine Herkunft war, wie ein von Blättern entleerter Baum tief im Winter, stehend, fest stehend, aber ohne sichtbare Wurzeln. Er war einfach, wer/wie er war, nicht mehr und nicht weniger. Eines Tages kam er nach Hause, ging zum Waschbecken, um sich die Hände mit Seife zu waschen, schaute

tief in den Spiegel und fragte sich: „Wer bist du denn?“ Und der Spiegel, das Gesicht, gab ihm solange und so tief er schaute, keine Antwort.

Der Idiot

Er drückt den Stein fest, als ob er fragen wollte:
Wer bin ich?

Er sieht nur Farben, aber keine Form.

Er empfindet mehr, weil er nur empfinden kann.

Zeit ist für ihn wie jetzt.

Er hört seinen eigenen Worten zu,
als ob er nachdächte.

Musik klingt, wo sein eigenes Herz spricht.

Die Welt, durch einen Rollstuhl gesehen

Augen treffen mich, meine sehen weiter.

Bewegt zu werden, nicht zu bewegen,
wie ein Vogel in Luft und Raum.

Wer mich bewegt, ist mehr Hände als Beine.

Die Form dieser Stadt, ihre Steine sagen
vielleicht etwas mehr über mich.

Ist es genug, nur still zu sein?

Wilhelmina, oder die Macht des Besens

Selten habe ich jemanden getroffen, der mich innerlich so erregte wie Wilhelmina. Sie war wesentlich älter als ich und gab sich als besonders fromm. Sie war immer dabei, zu jedem Gottesdienst, bei jeder Bibelstunde. Jeder Pfarrer hat solche Leute gern. Jeder Pfarrer denkt, ach, wenn ich nur mehr Wilhelminas in meiner Gemeinde hätte. Und sie war Maria und Martha zugleich. Sie hörte sehr innig bei jeder Predigt und auch in der Bibelstunde zu, und ich zweifle nicht, dass ihre Empfindungen echt waren. Und dazu gab es niemand in der Gemeinde, der besser zupacken konnte als Wilhelmina. – Ja, Maria und Martha zugleich, was will man noch mehr haben!

Aber Wilhelmina hatte auch andere Eigenschaften. Niemand, aber niemand konnte so kritisch, böse über andere reden. Wenn je eine Dame es wagte, in der Stunde mit Hosen zu erscheinen, dann bekam sie böse, bohrende Blicke von Wilhelmina und sicherlich mehr noch als Blicke. Sie urteilte jeden nach Hesekiel, das bedeutet, sie war die Glaubenswächterin selbst.

Und in dieser Funktion werde ich Wilhelmina immer im Gedächtnis halten, sie kehrte jeden Samstagabend vor ihrer Wohnung mit einem Besen fast mit Glaubensinbrunst. Die Schwingungen dieses Besens, meine ich, waren die Schwingungen ihres Herzens, ihrer Frömmigkeit. Sauber muss alles sein, sauber. Allem konnte sie, oder fast allem in meiner Predigt zustimmen, außer einem Punkt, welcher sie ungeheuerlich erregte, die Polemik gegen die Jerusalemer Putzfrauen, vor allem, wenn ich dazu erzählte, wie sauber Auschwitz äußerlich gehalten wurde. Ich bin froh, dass Wilhelmina, die Glaubenswächterin, nicht mein letzter Richter sein wird.

Marianna oder die Psychowelt

Sie war mir eigentlich sympathisch, zumindest zuerst. Ich mag an sich lieber stille Menschen, vielleicht, weil ich einen Ausgleich zu mir selber brauche, auch einen guten Zuhörer. Marianna war nicht still, aber auch nicht übersprudelnd in ihrer Art zu reden. Aber schüchtern war sie sicherlich nicht. Sie hatte etwas zu sagen, vor allem über sich selbst, über ihr Empfinden.

Sie war mir eigentlich sympathisch, zumindest zuerst, denn die innere Welt, die Welt der Empfindungen, der Stimmungen, diese poetische Welt ist auch meine Welt. Nur, und dieses „nur“ wurde immer größer geschrieben, ihr Hauptthema war nicht nur ihre innere Welt, sondern ihre Vergangenheit. Das ist zunächst nicht schlecht, denn wir sind historische Menschen, und unsere Vergangenheit, vor allem unsere Kindheit prägt unser Empfinden, unsere Sensibilität, auch unseren Bezug zu den Gegenständen unserer Welt. Aber um mir poetisch, mitfühlend diese ihre Welt zu vermitteln, gab es zwei große Hindernisse: Sie sprach vor allem über die Beziehung zu ihrem Vater – welche durchaus interessant sein kann – aber sie tat es wie aus einem Lehrbuch der Freudianischen Wahrnehmung. Und was außerdem für mich erschwerend war: Marianna sagte in den Momenten, die für sie am wichtigsten waren, still, innig: „Mein Therapeut sagte ...“. Ja, wie Haydn in seinen tiefsten Momenten in seinen so großen langsamen Sätzen plötzlich ins *pianissimo* geht, so war es bei Marianna, wenn sie ihren Therapeuten zitierte, als ob durch ihn die letzte Wahrheit, die letzte Tiefe, auch über sich selbst zu erfahren wäre.

Einmal, als wir im Auto unterwegs waren und ihr Thema, das wiederkehrende Thema, ihr guter Vater und dazu,

was ihr Therapeut sagte, unterbrach ich sie. Ich hatte genug, wie wenn Schubert zu oft seine so schönen Melodien wiederholt: „Marianna, bitte können wir nicht über etwas anderes reden?“ Und was war ihre Antwort? Tränen, Schluchzen. „Du, ein Poet, ein wahrer Dichter, du, der du so sensibel bist, hast mich unterbrochen, gerade als ich, was mir so zentral wichtig war, vermitteln wollte.“

Marianna war mir eigentlich sympathisch, zumindest zuerst.

Anthony, oder: wie Begabungen verschüttet werden

Es gibt Menschen, die wir nicht hinterfragen, Menschen, die uns zu wichtig sind, die eine zentrale Rolle in unserem Leben spielen, vor allem Menschen, die älter sind als wir und geholfen haben, zu uns selbst zu finden. Sie sind, sozusagen, unsere geistigen Paten. Anthony war sicherlich ein solcher Mensch in meinem Leben. Er ist ein Jahrzehnt älter als ich. Er lehrte mich viel über Einfachheit und Klarheit in der Kunst, vor allem in der Musik. Meine Lyrik spiegelt zum Teil seinen Einfluss auf mich, aber merkwürdigerweise hat er wenig wirklichen Zugang dazu. Anthony ist ein Mensch, wie viele von uns, mit tief gehenden Widersprüchen. Solche Widersprüche könnten schöpferische Spannung erzeugen, aber bei Anthony ist das nicht der Fall. Er war Architekt und liebte seinen Beruf leidenschaftlich. Alles musste in seinem Sinne gebaut werden, auch die Häuser seiner Kunden. Aber wer musste in diesen Häusern wohnen, Anthony oder seine Kunden? Kompromissbereit war er nie, und deswegen endete seine viel versprechende Laufbahn sehr früh und erfolglos. So können große oder kleine Talente zugrunde gehen und zwar nicht wegen der anderen.

Anthony stammte aus einer traditionellen jüdischen Familie. Sein Vater war längst tot, als ich ihn kennen lernte, und seine Mutter war gerade das, mütterlich, aber sonst nichts sagend. Er war deshalb für mich, wegen seines Alters und auch wegen seines prägenden Einflusses auf mich, wie ein Mensch ohne Vergangenheit. Anthony ist ein theoretischer Demokrat und zwar ganz und gar idealistisch geprägt, wie viele Juden, deren Vorfahren im Ghetto gelebt hatten. Er liebt Walt Whitman und seine Auffassung einer

demokratischen Gesellschaft, in der alle als Individuum arbeiten, aber zusammen für ein gemeinsames Ziel – ähnlich wie Paulus' Vorstellung von einer christlichen Gemeinschaft.

Aber Anthony ist so sehr ein Individualist, dass er, wie viele Juden, ganz und gar unfähig ist, mit anderen zusammenzuarbeiten, ob Kunden oder nicht. Niemand kann andere so tiefsinnig hinterfragen und kritisieren, aber das Gütige in den Menschen, die notwendigen Kompromisse, die wir alle hier auf Erden machen müssen, durchschaut er und verurteilt er. Er ist sein eigener Schiedsrichter und einen nach dem anderen strich er von seiner kleinen Liste von Freunden. Ich glaube, dass merkwürdigerweise Rosemarie und ich seine letzten Freunde sind.

Anthony bleibt mein Anthony trotz aller seiner Fehler und Widersprüche. Sind wir denn wirklich besser?

Professor Wissenschaft

Er war Theologe. Er fing jeden Vortrag an mit den Worten: „Wir wissen heute ...“. Ich fragte mich: Was haben sie wohl früher gewusst und wenn sie etwas heute so genau wissen, dann werden sie morgen bestimmt etwas anderes auch so genau wissen. Mir kam es merkwürdig vor, denn Menschen haben an die Göttlichkeit Jesu, an sein Wort seit 2000 Jahren geglaubt und dieser Professor sagte so volltönend: „Wir wissen heute ...“. Ich glaube nicht, dass dieser Professor viel von Menschen gehalten hat – das mag gut evangelisch sein, stattdessen hielt er anscheinend mehr von Papier. Er las seine Vorlesung vor und sprach selten frei. Wir sollten die Bibel aufschlagen, aber nur nachdem er uns genau gesagt hatte, wie wir unseren Text lesen sollen. Die Bibel war zu Papier verstummt. Manche kamen, um ihn zu hören, die neueste wissenschaftliche Erkenntnis, aber ich glaube, dass wenige kamen, um die Bibel zu hören, um Jesus und Paulus zu hören, oder waren sie wirklich Jesus und Paulus? Unser Professor wusste es besser. Seine Brille nahm er manchmal ab, schaute uns an mit Augen, die weder warm noch wohl wollend waren, sondern durchdringend. Ich glaube, dass er uns besser ohne Brille sah, aber die Bibel nur durch diese „vier Augen“. Niemals betete er vor seinen Vorlesungen; er war Wissenschaftler durch und durch, und sollte damit ein Vorbild für die angehenden Pfarrer sein. Während seiner Vorlesungen schaute ich gerne zum Fenster hinaus, ob Vögel zu sehen waren, wie der Wind durch die Blätter blies, wie die Beleuchtung sich geändert hatte. Weder Vögel, noch Wind, noch Bäume, noch der Himmel waren aus Papier gemacht. Und manchmal dachte ich: So war unser Professor und der neueste Stand der Dinge, papierhaft, ja leblos.

II. BILDER

Der Tunnel

Die Dunkelheit hat immer etwas Geheimnisvolles. Warum haben so viele Kinder Angst vor der Dunkelheit? Weil sie nicht mehr sehen können, was vorgeht. Sie gewinnen nicht durch ihre Sicht der Dinge Klarheit, sie fühlen sich, als ob etwas anderes über sie bestimmt, etwas Dunkles, Unbekanntes. Ja, die Dunkelheit hat auch mit dem Unbekannten zu tun. Etwas, das wir nicht sehen können, bestimmen können (zumindest wie wir durch unsere Sicht der Dinge glauben), bestimmt dann über uns. Letzten Endes ist diese, unsere Beziehung zur Dunkelheit ein tiefes Bewusstsein unserer Machtlosigkeit, unserer Hilflosigkeit gegenüber den dunklen Mächten und Kräften, die uns umgeben. Wir tapen letzten Endes im Dunkeln hinsichtlich der zentralen Fragen des Lebens: Geburt, Geschlechtlichkeit, Liebe und Tod. Aber das Dunkel hat in sich eine Kraft über uns, gerade wegen seiner Beschaffenheit. Sie scheint allbestimmend zu sein, unendlich groß und tief.

Ich kann mich erinnern an mein Sommerlager Schroon Lake Camp im Norden des Bundesstaats New York, wo ich vier Sommer meines Lebens verbrachte, zwischen sechs und neun Jahren. Ich war damals nur an Sport interessiert, und auf diesem Gebiet war ich sehr begabt, rannte wie eine Maus oder ein Wiesel, flink und schnell. Zum Mittagessen mussten wir alle durch einen langen Tunnel gehen von unserem Schlafort bis zum Esssaal. Ich kann mich sehr gut erinnern an diesen Tunnel, wie wir vom Sport, von der hellen Luft des Sommers in diesen Tunnel kamen, wo alles fast total dunkel war. Hier war ein geheimnisvoller Übergang von meiner damals oberflächlichen Lebensweise in eine unbekannte, zugleich anziehende und bedrohliche Welt. Es war, wie wenn man durch eine Tür ging zu einer neuen

Wirklichkeit (die Bibel redet so über den Weg zum Tempel), oder wenn man um eine Ecke ging in einer neuen unbekanntem Stadt. Hier war etwas Aufregendes, hier war etwas total Geheimnisvolles. Je tiefer ich in den Tunnel ging, desto mehr wurde ich mir meiner Einsamkeit bewusst – wie wir alle dem Tod entgegengehen. Ich hörte mein Herz, spürte meine Gefühle und Gedanken und alles war wie eingeschlossen in einer Wirklichkeit, welche mich umhüllte, welche eine vollkommene Macht über mich besaß. Dieses Gefühl war zugleich aufregend, innerlich abenteuerlich, sogar in dieser dunklen Stille, irgendwie befriedigend, aber zugleich unheimlich. Und dann sah ich Licht, welches anfang zu wachsen, aber dieses Licht schien mir flach, oberflächlich im Vergleich zur Dunkelheit, welche ich hinter mir ließ. Und wie wir in der Dunkelheit der Geheimnisse dieser Welt tappen, so allein gehen wir in den Tod, unseren Tod, aber das Licht, welches uns Gläubige dann empfangen wird, das Licht der Auferstehung wird viel umfassender sein als alle Dunkelheit, welche wir je erfahren haben.

Schwarze Schwäne

Seine Vorstellung von Schwänen war sicherlich geprägt von ihrer Grazie, ihrem fast königlich stolzen Benehmen, der Art, wie sie das Wasser bewegten, als ob Wasser nicht nur ihr Lebensbereich wäre, sondern auch zu ihrem Königreich gehörte.

Und dann dachte er an Schwanengesänge, ob von Schütz oder Schubert oder Gibbons wunderbarer „Silver Swan“ und so wurden Schwäne für ihn zu geheimnisvollen Gedanken/Symbolen, bis er diese fast übermenschlichen Wesen direkt und hautnah erlebte, ihre bissige, gehässige Art, vor allem, wenn ihre Kinder in der Nähe waren. Dann hielt er Abstand von ihnen, auch Abstand von seiner früheren schön gefärbten Vorstellung, bis er sie eines Tages von ferne sah – schwarze Schwäne: kleiner, auch ihre Hälse, aber sehr dunkel, als ob sie eine tiefere, unerkannte Wahrheit trügen. Sie schwammen an ihm vorbei, ohne dass er etwas Gehässiges an ihnen spürte, ohne etwas von Stolz wahrzunehmen. Und er dachte etwas von sich selbst, von seinem Leben, von seiner Person wurde jetzt sichtbar, geheimnisvoll – sichtbar.

Die Wale

In der Zeit der Stille, als Bilder nicht mehr zu ihm in Worten sprachen, dachte er: Jetzt bin ich wie ein leerer Krug, nichts mehr wird mich füllen. Ist die Zeit des neuen Sehens und Erlebens zu Ende? Bin ich jetzt weniger?

Aber dann diese Fahrt vom Cape Cod seewärts, um die Walfische zu sehen. Solche hatte er nie erlebt und eigentlich mehr an die Fahrt als an ihr Ziel gedacht.

Zuerst begleitete ihn nur die Küste, leer, aber dann mit Seelöwen bedeckt, und fast ohne Übergang kamen die Delphine. Sie schwammen voraus in der Luft schwingend, als ob sie gerufen wären, ihn zu begleiten. Es war, als ob seine Gedanken und Erlebnisse etwas mehr sein würden als nur das, wie Ebbe und Flut uns eine ausgedehnte Vorstellung von uns selbst, von unserem Leben geben.

Auf einmal sah er viele Möwen an einem Ort versammelt, die vermehrten Blasen im Wasser, die veränderten Farben – und plötzlich tauchten sie auf, nicht ein oder zwei, sondern überall wie Fontänen in einem Park, welche alle auf einmal, zum ersten Mal, ihre Quelle zeigten: Wale. Große Wale, welche durch gewaltige Sprünge in der Luft und ihr Eintauchen in die Tiefe unser Empfinden der Schwerkraft erneuern.

„Wer das erlebt, muss an Gott glauben“, so wurde gesagt. Und er dachte: Der Herr lebt immer noch in mir und für mich.

Raum

Raum ist, wenn die Vögel ihre Flügel ausbreiten.

Raum ist, wenn Worte noch nicht gesprochen sind.

Raum ist weiter als ich sehen kann.

Raum ist von Gebet erfüllt.

Raum ist zwischen mir und meinem Schatten.

Raum ist, was man nicht mehr hört – nachher.

Wellen

Wenn man Wellen lange genug hört, hört man seinen eigenen Rhythmus.

Die Wellen werden gestillt wie die Spiegelung von Flüstern auf Glas.

Wellen werden einander niemals erreichen wie das Geheimnis zwischen Menschen.

Wellen tragen mehr als was sie empfangen können.

Wellen sind ausgedehnte Gedanken.

Was der Mond meint, sprechen die Wellen.

Wellen sind, nachdem sie beendet werden.

Wenn die Vögel schweigen

Wenn die Vögel schweigen, scheint das Land seine wahre Größe zu gewinnen. Stille ist dann raumschaffend, auch in mir selbst. Zwischen Worten, die wir sprechen, gibt es Pausen, welche unsere Worte weitertragen, nachtragen, und auch wenn ich bewusst etwas sehe und nachher weiter denke – raumschaffend. Das ist die wahre Größe des Lebens: nicht in der Enge der Selbstgestaltung, sondern im Empfangen dessen, was zu uns kommt, uns inniglich gestalten will – „Wie soll ich, Herr, dich empfangen und wie begegne ich dir?“

Beim Abendmahl

Er merkte, wenn der Wind still wird, wenn die Welt fast wie zeitlos bleibt, wurde er tiefer, inniger in sich selbst. Was er sah, wurde klarer, als ob er in sich selbst hineinsehen konnte. Wie wenn in einem Teich die Wellen stille werden. Alles kam dann zusammen zu einer gespiegelten Einheit, welche ihn zu durchspiegeln schien. Er wusste, hier sind die Momente im Leben, welche man Ziel nennen kann – nicht Bewegung zu, sondern Bewegung, die zur Ruhe gekommen war – wenn er nie mehr als dieses Jetzt wünschen konnte. Und er dachte daran, als er Abendmahl nahm unter dem gekreuzigten Herrn mit den Einsetzungsworten: „In der Nacht, als der Herr Jesus verraten ward“ – in diesem Moment wurde alles in ihm still, bis in sein Leid hinein, denn er war jetzt zu Hause, wirklich zu Hause.

Der Regen

Regen, vor allem ein weicher, sommerlicher Regen, weckt immer neue Stimmungen in mir, wie Bilder, die noch nicht klar und scharf sind, aber auch nicht verschwommen. Der Regen redet wie jemand, der mir etwas zuflüstert. Es ist nicht wichtig, was er sagt, sondern wie er es sagt. Dieses Flüstern ist wie Atem auf einem Spiegel, der langsam vergeht. Regen bedeutet immer ein tieferes Hinhören auf mich selbst, auf die innere Stimme in mir. Und was ich höre, hat nicht mit Gedanken zu tun, sondern nur mit Rhythmen und Bildern, wie ein Herzschlag und das Hinhören dazu. Der Regen weckt eine leise Traurigkeit in mir, nicht eine tiefe, dumpfe, eine Traurigkeit aber, welche zerrinnt, eine transparente Traurigkeit, eine Traurigkeit, welche nur momentan bleiben wird. Der Regen hat mit Innerlichkeit zu tun, aber mit einer vorübergehenden, wie die Blätter, welche sich vorläufig bewegen lassen. Der Regen hat etwas mit dem Puls meines Lebens zu tun, dem Puls meines Empfindens. Der Regen in der Bibel bezeugt wie bei Elia eine Erneuerung des Lebens.

Weidenröschen

Ich kann mich gut erinnern, wie ich als Kind versuchte, den Weidenröschen durch die Luft nachzufolgen, bis ich endlich diesen weißen, so feinen Samen berühren durfte. Es war, als ob ich die Sterne in meinen Händen gehabt hätte, der Schimmer ihres Glanzes. Was so poetisch an diesem Erlebnis war, war der Raum, der unendliche Raum, der Himmel, der wie für mich geöffnet war, zuerst durch diese Weidenröschen, welche so hoch, so bewegend durch den Wind getragen wurden, und dann die Berührung, als ob etwas vom Himmel zu mir gekommen wäre.

Auch im Herbst, als ich den Blättern, den so verschieden gemalten Blättern nachjagen durfte, war es, als ob ich eine besondere Verbindung zum Himmel gehabt hätte, zur Luft, zum unendlichen Raum. Manche meiner Träume erzählen das Gleiche. Hier im Schlaf darf ich sogar selbst fliegen, weit über unsere Ortschaft, frei fliegen, als ob Zeit und Raum an mir vorbeiflossen wie ein entfernter Fluss. Hier war ich frei von jedem Gewicht, auch vom Gewicht der Angst. Vielleicht sind solche Erlebnisse, auch Träume, eine Vordeutung der Zeit, wenn wir total losgelöst werden von dem Gewicht dieser Erde, von Sünde, wenn wir frei werden wie die Engel, unseren Herrn zu loben und anzubeten.

Gedanken einer Vogelscheuche

Ich heiße Helene. Die Kinder haben mich so genannt. Ich kam zu mir selbst nur Stück für Stück. Ich glaube, dass das auch bei den Menschen so ist. Zuerst kam ein Stock im Boden, dann die Schürze, danach ein schöner Hut, und zuallerletzt mein Besen, welchen ich immer bei mir trage. Ich heiße Helene, nicht weil ich gerne so heiße, sondern weil die Kinder mich so genannt haben. Neue Menschen, glaube ich, wählen auch nicht ihren eigenen Namen. Warum bin ich, so wie ich bin? Weil die Vögel Angst vor mir haben sollen? Warum sollen sie Angst vor mir haben? Dass sie nicht die schönen Kirschen auffressen, auch nicht die Trauben und die anderen Früchte der Felder. Aber die Menschen, welche mich gemacht haben, haben keine Angst vor mir. Sie schauen mich an und schmunzeln. Wenn sie solches Beispiel geben, was erwarten sie dann von den Vögeln? Eines habe ich gelernt, wovon die Menschen viel zu lernen haben – Geduld. Ich bleibe Tag und Nacht so wie ich bin und warte – worauf? Auf Vögel, die nicht kommen sollen. Manchmal denke ich, dass Menschen oft auf etwas warten, das nicht stattfindet. Sie leben von Hoffnungen und Ängsten, aber ich lebe nur durch die Sonne und den Wind, sogar der Regen macht mir nicht viel aus, außer dass meine Schürze etwas nass wird. Was tue ich mit der Zeit? Ich bin da, um angeschaut zu werden, vor allem von den Vögeln. Manche Menschen kommen mir ähnlich vor, die viele Mühe, die sie sich machen um ihr Aussehen. Ich habe niemals in ihre Spiegel geschaut, aber ich merke, wie sie sich zur Schau stellen wie ich, wie eine Vogelscheuche.

Ja, was tue ich mit meiner Zeit? Ich erfülle meinen Auftrag, wie es einer Vogelscheuche geziemt. Einmal hörte ich, wie jemand sagte: „Die Vogelscheuche (er wusste nicht,

dass ich Helene heiße) sieht wie ein Denkmal aus.“ – „Was für ein Denkmal?“, dachte ich. Vielleicht in mancher Hinsicht ein Denkmal von uns selbst?

Ein Bild und seine Bedeutung

Manchmal kommen uns Bilder in den Sinn und wir fragen uns, warum. Eines sommerlichen Tages wachte er mit so einem Bild auf, als ob das Bild selbst ihn aufgeweckt hätte, damit er sich über es bewusst würde. Das war das Bild: Er nahm ein scharfes Messer in die Hand und schnitt einen Fettrand von einem Stück geräucherten Schinken weg. Ja, wird man sagen, er hatte Hunger, sollte aufstehen und Frühstück machen; nur aß er niemals geräucherten Schinken zum Frühstück und hatte eigentlich jetzt keinen Hunger, wollte lieber weiterschlafen.

Aber dieses Bild ließ ihn nicht los. Er dachte nach. Schreiben ist eine Art, alles auf das Wesentliche zu verdichten. Das Fett muss weg, alles was überflüssig ist, wie zum Beispiel unser eigenes Fett, dachte er öfter als seine großzügige Waage, die ihn immer ein paar Pfunde leichter machte. Fett muss weg. Die Beethoven-Sonate, die er letzte Woche gehört hatte, kam ihm in den Sinn, die große Waldstein-Sonate, wunderbare Musik, außer wenn Beethoven fast unbeherrscht hämmerte – Gefühle, Fett, Überfluss, beeindruckend für die Oberflächlichen, aber Ohrenschmerzen und Sinnesschmerzen für die Feinfühli- gen – dieses Fett sollte auch weg – aber wie?

Dann dachte er nach über Gefühle. Er hat die, mehr als genug, oft sehr direkt – einer hatte ihn einen Vulkan genannt. Aber solche Gefühle sollen beherrscht werden, verinnerlicht, wie Beethoven in seinem großen langsamen Satz. Und er auch. Dieses Bild vom geräucherten Schinken, mit Fettrand, und er mit seinem Messer, war ein Bild für ihn, in ihm: „Vorsicht vor deinen eigenen Widersprüchen. Wie Fett nicht zu diesem Schinken in deinem Sinne gehört,

so gehören deine vulkanartigen Ausbrüche nicht zu dem,
was wirklich in dir steckt, zum Wesentlichen in dir.“

So sehr

Wir liebten uns so sehr,

Dass wir den gleichen Traum
träumten.

Du warst ich und
ich du.

Wir erhellten die ganze Nacht.

Was Schmetterlinge denken

Ich weiß nicht, was ein Schmetterling denkt. Alles, was lebt, muss irgendetwas empfinden, nicht nur äußerlich durch Wärme, Kälte, Berührung, sondern innerlich. Das Leben anderer Lebewesen ist sicherlich mehr als nur Reflexe, Reize. Was würde ich denken, wenn ich ein Schmetterling wäre? Solche Fragen stellen keine Biologen, wie auch Historiker nie fragen, was passiert wäre, wenn etwas oder jemand anders gewesen wäre, oder wenn ein Ereignis nicht geschehen wäre, oder eine Persönlichkeit nicht geboren worden wäre. Solche Erwägungen haben so wenig mit Geschichte zu tun wie meine Erwägungen über Schmetterlinge. Aber stellen wir nicht häufig diese „unhistorischen“ Fragen – z. B. was wäre passiert, wenn Hitler nicht frühzeitig dieses Münchner Lokal verlassen hätte, wo ein Attentat gegen ihn geplant war? War seine Errettung Zufall oder etwas anderes – wie anders wäre dann die deutsche Geschichte verlaufen, ohne Hitler?

Ich als Schmetterling – mit meiner Größe und Dicke? Etwas unwahrscheinlich. Aber jede Begegnung ist, wie Martin Buber uns sagte, eine Ich-Du-Beziehung. Ich als Schmetterling hätte sicherlich die Befreiung aus der Puppe erlebt wie Israel die Befreiung aus Ägypten. Ich würde meine unerkannten Farben bewundern – deswegen vielleicht flattert ein Schmetterling hin und her, um seine eigenen Farben zu sehen. Er kennt andere Schmetterlinge, ihre Farben – und seine? Ein Schmetterling, meine ich, weigert sich, gerade zu fliegen, weil der Herr durch Irrungen und Wirrungen gerade ungerade Wege macht für die Seinen, und ich als jüdisch-christlicher Schmetterling würde mich gerne dazu zählen. Ein Schmetterling fliegt seinen Problemen davon, meine ich, bis er sich auf ein Blatt setzt

und nachdenklich wird, und zuletzt spiegelt ein Schmetterling in seinen Flügen manche flatterhaften Menschen, welche ich, Gott sei Dank, nur kurz erlebt habe.

Geschichte eines schönen Mantels mit drei Knöpfen

Ich bin ein Mantel. Ich weiß nicht, wann ich gemacht wurde und warum. Ich bin so geworden, ohne gefragt zu werden. Aber ich bin schön. Wie weiß ich das? Nun, als ich zuerst zu Hause war neben vielen Brüdern und Schwestern in einer Großfamilie auch mit Cousin und Cousine bis zum fünften Grade, sagte eines Tages ein Mann mit tiefblickender Brille: „Dieser Mantel sieht wie ein Talar aus, mindestens so würdig, aber dazu schön.“ Ich will mich nicht hervorheben, aber so wurde gesagt. Nicht lange danach kam eine feinfühligere Frau mit langen blonden Locken, schaute mich von allen Seiten an und sagte: „Mir gefällt er.“ Ihr Mann kam dazu, schaute meine drei eingereihten Knöpfe hinten an und bewunderte sie. Sie brachten mich nach Hause.

Jetzt wohne ich meistens in einem Schrank und breite mich selbst aus in der Sommerzeit. Tiere haben ihren Winterschlaf. Meiner kommt im Sommer. Ich hörte, was sie sagten: „Jetzt ist die Zeit gekommen.“ Sie meinte meine Zeit und nahm mich zuerst feinfühlig in die Hand, schaute mich von allen Seiten an und sagte: „Du bist warm und schön. Wir bleiben in der nächsten Zeit zusammen.“ Ich lernte vieles zu sehen, große Gebäude, bellende Hunde und auch andere Mäntel, sogar Verwandte von mir, welche auch unterwegs waren. Wohin, habe ich selten gefragt. Die werden es viel besser wissen. Unterwegs, vorbei an großen Gebäuden, bellenden Hunden und gelegentlich entfernten Verwandten, angesehen, um bewundert und manchmal berührt zu werden, als ob sie auch bellen könnten. Abends schlafe ich sanft und ruhig in meinem Schrank.

Ich bin ein Mantel. Man nennt mich schön, sogar nützlich, aber jetzt bin ich alt. Ich sehe nicht mehr wie früher

aus. Heute sagte mir meine schöne Frau, die mich so lange getragen hat: „Du kannst nicht länger bei mir bleiben. Du sollst zu einer Kleidersammlung gebracht werden. Da wird entschieden, was aus dir werden soll in der Zukunft.“ Ich bin nicht mehr so beliebt wie früher. Ich sehe nicht mehr so schön aus. Vielleicht wird jemand anderes, ärmeres, mich nützlich finden, zumindest in der kalten Zeit.

Die Rückkehr als ein Bild

Ein kalter Wintertag. Sie schaute hinaus durch Glas zu einem Baum. In dieser Kälte erwartete sie nur einen kahlen Baum, ohne Blätter, steif wie der Tod. Aber was sie sah, war etwas anderes – Blätter, gefrorene Blätter, welche noch fest an ihren Zweigen hingen. Die große Reise zum Boden, vom Winde getragen, blieb bei ihnen aus. Sie dachte nach, an sich selbst. Spiegelt nicht dieses Bild etwas von ihr? Hing sie nicht an diesem Haus, dem Haus ihrer Mutter? Ihr Vater war im Krieg gefallen, als sie noch zu jung war, um sich zu erinnern. Wollte sie nicht dieses Haus zurückgewinnen für sich? Damals lebte sie hier mit ihrer Mutter, ihren zwei Cousins und ihrer Tante. Das Haus war umrahmt von einem großen Garten und viel Wald. Das alles war eine Art von Schutz für sie, dass ihre Gedanken und Gefühle geschützt würden vor dem Ende des Krieges, vor den Tieffliegern, vor der brennenden Stadt München, ihrem München, nur 13 Kilometer entfernt. Hier war ihre Welt, wie der Baum die Welt dieser jetzt gefrorenen Blätter war. Hier gewann sie inneren Saft, Nahrung für ihre Seele.

Aber die Welt um sie veränderte sich. Immer mehr neue Häuser, hässliche neue Häuser entstanden, und die alten, bekannten, schönen wurden unbarmherzig abgerissen. Dazu zog sich der Wald immer mehr zurück, nur stückweise war er noch zu finden, wie wenn der Schnee schmilzt und kleine Reste hier und da bleiben. Kein geheimnisvoller Wald mehr, welcher sie als eine Art von Schutz umhüllen konnte. Und dazu waren die alten Freunde tot, weg oder nicht mehr wirkliche Freunde.

Sie hing an ihrem Haus, an der Geborgenheit ihrer Kindheit wie diese Blätter an ihrem Baum hingen, aber wusste

innerlich, dass ihre Kindheit, so wichtig sie war, diese Erinnerungen, diese Gefühle, diese Orte, dass diese Kindheit längst vorbei war, auch wenn sie trotzdem irgendwo tief in ihrer Person lebte, wie in einem Schattendasein, teils als Erinnerungen, aber auch zum Teil als Hoffnung – worauf, wusste sie nicht genau.

Die Veranda oder: Alte Geschichten leben weiter

Wir sind in unser Haus eingezogen, als ich fünf Jahre alt war. Das Haus war viel größer als ich und es dauerte eine gewisse Zeit, bis ich alle seine Zimmer kannte. Das Kennenlernen wurde erschwert durch die Tatsache, dass ich meistens draußen blieb, um Sport zu treiben. Dazu gab es Änderungen im Hause selbst. Am wichtigsten war in meiner Kindheit die schöne Holzvertäfelung der Bibliothek meines Vaters. Das Holz war dunkel, aber hell wurde dieses Zimmer abends, wenn wir das offene Feuer benutzten, um Marshmallows und Popcorn leckerbitter zu machen.

Mit der Zeit hatte ich mein Haus gut kennengelernt, und ich glaube, das Haus mich auch. Nur ein Zimmer blieb mir fremd, die Veranda, denn dieses Zimmer wurde fast nie benutzt. Wir saßen woanders zu jeder Jahreszeit und dieses Zimmer war normalerweise verschlossen. Anders als die Bibliothek war die Veranda hell, aber trotzdem für mich geheimnisvoll, als ob dieses Zimmer seine eigene Existenz führte, unabhängig von uns, weil wir unabhängig von ihm waren. Der Charakter dieses Zimmers war nicht von uns geprägt. Ich bin absolut überzeugt, dass dieses Zimmer öfter benutzt worden war, bevor wir in 22 Oak Lane eingezogen waren. Und jedes Mal, wenn ich in dieses Zimmer sah, entweder von der Bibliothek oder vom Wohnzimmer aus, war es, als ob ich versetzt würde in eine Zeit vor unserer Zeit, in ein Haus, welches nicht unseres war. Einmal sah ich ein Bild von Mr. McCormick, dem früheren Besitzer unseres Hauses. Als ich dieses Foto anschaute, sah ich mehr als unseren Vorgänger in 22 Oak Lane. Ich stellte ihn mir vor in unserer Veranda, nein, in seiner Veranda. Ja, die beiden passten sehr gut zueinander.

Die Kindheit

Woher ich komme, wie die Spuren im Schnee,
noch nicht ganz vergangen.

Wo ich meine Eltern liebte und dann erziehen wollte.

Voll mit Bildern, Stimmungen, Orten.

Wovon ich Vergänglichkeit gelernt habe.

Wohin ich nicht zurückkehren will,
was ich aber auch nicht vergessen kann.

Ein guter Teil, warum ich so geworden bin.

Auf dem Tisch

Auf dem Tisch steht eine kleine Vase mit kleinen Blumen. Ich weiß nicht, warum ich immer kleine Blumen bevorzugt habe, nicht nur wie die Romantiker, kleine, wilde Blumen auf den Feldern, sondern auch Schnittblumen dieser Art. Rosen und manche große Blumen kommen mir fast arrogant vor. Sie überheben sich bewusst oder unbewusst über das Kleine. Kleine Kinder mag ich auch besonders gerne. Ist es ihre Unschuld in einer so schuldigen Welt? Es scheint mir aber auch, dass kleine Blumen eine mehr geschlossene Form haben, in sich gekehrt sind. Diese Bescheidenheit ist Raum schaffend, weil sich die Größe des Raumes entfalten kann, ohne durch anspruchsvolle Blumen gestört zu werden. Auf dem Tisch steht eine kleine Vase mit kleinen Blumen. Vielleicht sehe ich etwas von mir selbst da, klein, aber eingeschlossen, geborgen in einer Stille, welche auch Gebet heißen kann.

Blumen

Ich weiß nicht, warum Blumen solche Farben haben. Sie öffnen sich zum Licht und dann ist ihre Farbe da, wie der Schrei eines Kindes, welches gerade neu geboren wird. Der Schrei sagt: Ich lebe. Die Farben der Blumen sagen mir genau das Gleiche. Leben ist, Leben kommt, wir wissen wirklich nicht, wieso, warum. Ich weiß nicht, warum Blumen solche Farben haben.

Blumen haben eine Art zu sagen: Ich bin so, nur ich und nur so. Ich weiß nicht, woher ich das weiß, vielleicht, weil sie selbstbewusst da stehen, aber ohne dass sie auch nur ein bisschen Stolz spüren. Blumen lieben den Wind, wie manche Menschen den Tanz. Sie beugen sich hin und her, als ob sie sagen wollten: Ich bewege mich, werde nicht nur bewegt, und diese Bewegung bin nicht nur ich, sondern ich und der Wind. Er ist mein Partner. Wir lieben uns, vor allem, wenn er mich leise und zärtlich berührt.

Wir pflanzen die Blumen, wo und wann wir wollen, aber mit der Zeit leben sie in einer Gemeinschaft, einer Blumengemeinschaft. Wenn eine Blume ihr Haupt hinbeugt, so tun es mit der Zeit auch die anderen. Herr über diese Gemeinschaft sind Sonne, Wind und Regen. Herr über Sonne, Wind und Regen ist der allmächtige Herr. Ich glaube, dass er auch Blumen liebt, vor allem, ihnen ihre Farben auszuteilen.

Nach einem Gemälde von Corot

Jedes Mal, wenn ich mich hinsetze um zu schreiben, begegne ich diesem Gemälde von Corot. Es atmet eine Stille, spricht von einer Stille, aber auch von einer noch nicht ausgestorbenen Welt. Diese Welt lebt, innig vor meinen Augen. Ich sehe einen Teich mit einem Mann in einem Boot. Er versucht, das Boot zu lenken. Er hat nur einen großen Stock und beugt sich rückwärts zu mir. Der Teich ist klein. Schimmernde Blumen und fast transparente Bäume stehen am Ufer. Vieles spiegelt sich im Wasser, und auch ein Haus ruht sich aus auf der anderen Seite dieses kleinen Teiches.

Jedes Mal, wenn ich mich hinsetze um zu schreiben, spricht dieses Bild zu mir. Zuerst führt es mich in die Stille seiner Welt, bis das Bild mich, meine Gedanken und Gefühle bestimmt und zwar mit einer inneren Stimmung von Frieden, Geruhsamkeit, als ob die Welt dieses Bildes mich selbst transparent machen würde. Das Bild trifft nicht nur meine Augen, sondern umfasst mein ganzes Gemüt.

Die untere Hälfte des Bildes ist diesseitig und die obere Hälfte jenseitig, Wolken und ein verhaltenes Licht. Merkwürdig ist, dass dieses Bild mich in die innere Welt des Gebetes führt – ich höre nicht mehr meine Gedanken, meine Wünsche, sondern ich bin still und höre, was dieses Bild mir vermitteln will. „Sei nur stille zu Gott, meine Seele“, steht im Psalm 62. Und dieses Jenseits des Bildes führt mich nicht nur zur inneren Stille, sondern auch zu dem, was jenseits von mir wirkt, nicht nur Sonne, sanfte Wolken, sondern weit mehr als das.

An die Malerei

Wo der Raum seine eigene Stimme bekommt.

Wo Gesichter nach innen
und nicht nach außen schauen.

Wo Stille mehr sagt als Dramatik.

Wo Klarheit nicht zu klar wird.

Wo Geheimnis nicht gemeint,
sondern empfunden wird.

Wo Gegenstände mehr definieren als sich selbst.

Wo Dunkelheit Gottes Unsichtbarkeit erhellt.

Am Schluss

Die Welt versteht sich selbst nicht,
aber dreht sich trotzdem weiter um die Sonne.

Poesie bedeutet mehr als sie sagt.

Vögel kreisen um den Himmel,
der Mensch aber um seine eigenen Gedanken.

Der Mensch sieht, bevor er spricht.
Er stirbt auch in Bildern.

Alles bleibt letzten Endes Geheimnis,
weil wir selbst Geheimnis bleiben müssen.

Am Ende wie vor dem Anfang – Gott.

III. SCHERZE

Die Vorfahrtsstraße

Er war nach einem Vortrag unterwegs. Ein sommerlicher Abend – Samstag. Auch wenn er schon lange in Deutschland lebte, hörte er immer noch amerikanische Footballspiele, wenn das möglich und ein gutes Spiel Samstagabend war – und so war es. Sein Lieblingsverein war in einem spannenden Spiel. Er hörte sehr genau hin. Weissach, nicht weit von zu Hause, eine fromme Gemeinde, wo er öfter gesprochen hatte. Einmal hatte er hier einen seiner Fauxpas gemacht. Der Singkreis von Weissach hatte den Gottesdienst mitgestaltet. Er sprach damals wie jetzt fließend deutsch, aber oft ohne oder mit den falschen Artikeln (Richtung nächste Rechtschreibreform?). Er dankte bei der Abkündigung „das Chor“ ohne zu wissen, dass auf Schwäbisch „das Chor“ ein kleiner Haufen bedeutet. Er hatte damals gemerkt, wie manche im Chor schmunzelten.

Er schmunzelte jetzt auch, als er auf der Vorfahrtsstraße sechs Kilometer weiter nach seinem Malmsheim fuhr, aber – eine Ente (Auto) fuhr auf der Querstraße auf ihn zu. Immerhin befand er, Pfarrer Jaffin, sich auf der Vorfahrtstraße. Aber die Ente fuhr, statt zu halten, schneller. Er auch und ... krach! Er traf etwas. Das Auto (Ente) war entzwei und zwei Leute saßen sehr erstaunt jetzt ohne Dach mitten auf der Straße. Er hielt, ging zu ihnen, um zu helfen. Sie waren nicht verletzt, aber etwas erstaunt. Sie schrien ihn an: „Gestern haben wir unser Auto reparieren lassen und schauen Sie den Scherbenhaufen jetzt an! Wir haben Vorfahrt gehabt, nicht Sie!“ – Ja, tatsächlich, die Vorfahrtsstraße war gerade geändert worden und er, der Pfarrer, war ganz und gar im Unrecht. Dann tauchten zwei Zeugen auf. „Herr Pfarrer Jaffin“, sagten sie fröhlich, um ihm zu helfen. Und Pfarrer Jaffin, der immer gerne über die Gerechtigkeit Got-

tes predigte, auch in Weissach, wartete in tiefer Verlegenheit mit den Entenbesitzern und zwei frommen Zeugen auf die Polizei, um sein Unrecht zu bezeugen.

P. S. Seine Mannschaft hat das Spiel auf der „Nicht-Vorfahrtsstraße“ nach Malsheim gewonnen.

Gesundheitskönigin

Jedes Jahr warten wir gespannt: Was wird die neue Gesundheitslosung? Frühstück, Müsli geholt, und dann diese durchdringende Stimme hinter ihm: „Bananen. Du musst mindestens eine halbe Banane jeden Tag essen wegen deinem Blutgerinnungswert.“ Nächstes Jahr musste er warten bis zum Mittagessen: „Karotten, Vitamin A, besonders gut für die Augen und deine sind jetzt zu schwach.“ Das Jahr danach ging es exotisch zu, ein Zeichen der Zeit, Globalisierung, zum Frühstück und Mittagessen: „Mangos, so wertvoll trotz der großen, beschwerlichen Kerne“, als ob das fast ein Vorwurf ihrem Schöpfer gegenüber wäre. Und letztes Jahr nichts anderes als Ingwer.

Gesundheitskönigin, über 90 und topfit, hat sogar ein Golfturnier mit 82 gewonnen gegen 25- und 40-jährige. So topfit, dass ihre Schwiegertochter Angst bekam, mit ihr durch New York zu fahren, mit ihrer Topgeschwindigkeit.

Leonard, so hieß ihr Mann. „Leonard, heute gibt es eine besondere Gesundheitssendung im Fernsehen. Da werden eine Reihe von Menschen interviewt, welche über 100 Jahre alt sind. Leonard, du bist nur 92, und hast vielleicht viele Jahre vor dir, wenn du nur endlich lernen wirst, richtig zu essen. Nicht was dir schmeckt, sondern was dir gut tut.“

Vincent (103) wird gefragt: „Was ist ihre tägliche Diät?“ – „Aha“, dachte die Gesundheitskönigin, „höre gut zu, Leonard!“ – „Meine Leibspeise, seit ich sehr jung war, ist Schweinebraten, aber nicht dieses magere Zeug, was man heute bekommt, sondern richtig schön fett.“ Dann Gloria, sogar 106 und immer noch fit. „Und was ist Ihr Lieblingsessen, dass Sie so alt und so gesund geblieben sind?“ – „Ich liebe Butter! Koche mit viel Butter, esse gerne geschmolzene Butter zum Frühstück!“

Leonards Gesicht wurde immer rundlicher, fröhlicher, bis die Gesundheitskönigin den Fernseher ausschaltete mit den Worten: „Die hätten lieber mich interviewt.“ Leonard erwiderte: „Du bist viel zu jung dafür, erst 90.“

Fräulein B.

Als ich sie zum ersten Mal sah, dachte ich, sie sei ein Schulmädchen. Nur, sie war damals 22 und Studentin der Neuen Philologie. Sie sah aus, als ob sie einen Schulranzen auf ihrem Rücken bräuchte, um vollständig zu sein, wie manche Engländer ihren Regenschirm.

Fräulein B. lernte mehr aus Büchern als vom Leben selbst. Einmal, als ihr Fenster im Sommer weit geöffnet war, flog ein Vogel in ihr Zimmer. Zuerst schien sie beunruhigt zu sein. Sie flatterte, als ob sie selbst Flügel hätte. Aber dann, ohne eine lange Pause, lief sie zu einem entleerten Bücherschrank und fand gleich, was sie brauchte: ihr Buch über Vögel.

Sie blätterte nach, bis sie ihren Vogel fand, welcher jetzt fast fotohaft auf einem großen Tisch saß, und schaute genau nach, nach seiner Farbe, Größe, seinem Habitat. Und als sie so gewissenhaft blätterte, flog ihr Vogel weg. Fräulein B. aber saß lange mit ihrem Buch am Fenster.

Handys

Warum ärgern mich diese Menschen mit Handys so? Jedes Mal, wenn ich solche Typen – oder sind sie Menschen? – anschaue, denke ich: Hier ist eine Pose von einem Menschen. Eine Pose von Wichtigkeit, von Gelassenheit zugleich, eine Pose, aber kein Mensch. Das Handy ist wie eine dritte Hand für ihn, aber der Herr wusste es besser, er hat uns mit nur zwei Händen geschaffen.

Etwas von dieser Pose erinnert mich z. B. an Menschen, die gerade eine Zigarette angezündet haben bei einer Reklame oder in einem Film. Nochmals das Gleiche, eine Pose von Wichtigkeit und zugleich Gelassenheit. Ich mag lieber das, was echt ist, was nicht nur Schau ist. So kritisch wie ich bin gegenüber Menschen, mag ich sie lieber als Handys oder Zigaretten-Reklame-Menschen.

Ja, er war in seinem Mercedes unterwegs, sein Handy in der Hand. Er fuhr direkt vor meinen Augen durch ein Schutzgeländer und flog zwei oder drei Meter in den Bach. Ich schaute hin – er hatte sein Handy immer noch in der Hand, als ob nichts geschehen wäre. Recht geschieht es ihm!

Misslungen

Sie will bewundert werden,
stattdessen bewundert sie sich selbst.

Kinder, welche laut schreien aber uns ansehen,
als ob sie fragen wollten, warum?

Ein Gänseblümchen in einem Rosenbeet.

Wenn ein Kuss nach Seife schmeckt.

Wer zuerst über seine eigenen Witze laut lacht.

Italienisches Schauspiel

Etwas war los. Zwar blieben die meisten Badegäste in ihren selbstbewussten, darstellenden Bikinis ausruhend, als ob ihre eigene Körperhaltung das wiedergewonnene Eden beheimatete.

Etwas war los, als ich jemand – einen Bikini – laufen hörte – wieso? Die Zeit hier verlangsamte doch alles. Und dann schaute ich hinter mich – Rauch, schwarzer Rauch. Ich stand auf, drehte mich mit Mühe, um Rückenschmerzen zu vermeiden, hin – ein Boot in Flammen.

Plötzlich war die Welt versammelt, die Bikinis und Bikini-Begleiter versammelt, manche sogar am Steg wie bei einer Sommwendfeier. Alles friedlich, staunend. Aber das Feuerboot bewegte sich langsam, der Zeit entsprechend, auf unsere Pension zu. 20 Meter weg wartete ein anderes Boot – worauf?, dachte ich. Es muss schnell weg. Ich wollte es tun, nochmals mit sechzig und dreiviertel heldenhaft hinausschwimmen, um das Boot zu retten. Aber eine andere, bekannte, nüchterne Stimme flüsterte mir ins Ohr: „Tu nichts, die Versicherung wird bezahlen.“

Und die Luft war nicht nur mit Feuer und Rauch erfüllt, sondern mit dem Dreiklang von Feuerwehrrwagen. Ich dachte an Aida, wie in der Arena von Verona die Zuschauer aufgestanden waren, um den Triumphmarsch mitzusingen. Das Boot brannte, die Leute schauten zu. Niemand tat etwas, bis plötzlich drei Feuerwehrrwagen ankamen mit Menschen, tapferen Menschen, mit Notanzügen ausgerüstet. Sie kamen mäßig schnell, aber selbstsicher zum Ort des Geschehens und schauten zu, redeten fest und laut, autoritätsbewusst – und taten nichts. Langsam erloschen die Flammen des vor unserer Pension treibenden Boots. Ein Hubschrauber kam, kreiste drei Mal um das Geschehen

und flog weg. Ein Feuerwehrboot kam und kreiste sogar vier- oder fünf Mal um das Wrack und tat nichts. Das Wrack blieb gerade da stehen, wo ich immer schwimmen gegangen war. Ich blieb jetzt wie die anderen, nicht mehr aufs Wrack schauend, sondern auf meine Mittagsspaghetti, die ich schneller verzehrte, als das Wasser das Wrack.

Glücklich, wirklich glücklich

Ich will glücklich, wirklich glücklich sein. Ich will, dass dieses Glück durch mein Gesicht gespiegelt wird. Ich will dieses Glück sogar in meinen Händen halten. Ich will dieses Glück schleckend genießen. Ich will ein 3¹/₄-jähriges Mädchen sein mit pausbackigen Wangen im Hochsommer mit einem 3.000-Lire-Schokoeis etwa 16:05 Uhr, Sonntag-nachmittag.

IV. NACHGEDACHT

Wenn die Schiffe hinausfahren oder zurückkehren

Gerne habe ich wie Caspar David Friedrich Schiffe beobachtet. Nicht so sehr die Schiffe selbst, sondern wie sie hinausfahren oder zum Hafen zurückkehren. Diese Bewegung von Schiffen auf dem großen Ozean erweckt in uns, wie in Friedrich, Gedanken über unser Leben, den unbekannten Ozean so groß in Raum und Zeit, welchen wir selbst durchfahren müssen – es werden nicht nur Gedanken geweckt, sondern eine tiefe Sehnsucht, eine unerfüllte Sehnsucht, welche auch Friedrichs Bilder bestimmt. Woher kommt wohl dieser Antrieb, unser Motor, von den Wellen der Zeit? Und werden wir richtig ankommen, oder werden Stürme uns vernichten? Früher waren solche Fahrten gefährlich. Und der Weg der Titanic zeigt uns, dass wir niemals Meister unserer Wege sein können. Politiker erleben das ständig und wir auch. Was wird die Zukunft bringen? Inwiefern können wir diese Zukunft mitsteuern, und inwiefern nicht? Kosten wir die Zeit aus oder kostet die Zeit uns aus? Je älter wir werden, desto mehr werden wir uns unserer Grenzen bewusst. Aber andererseits hat die wenig begrenzte Sicht von jüngeren Menschen uns in mancher Hinsicht mehr gebracht, scheinbare Grenzen wie Berge, Ozeane und Räume zu überwinden. Sind wir aber wirklich weiser im Rückblick oder in unseren Anstrengungen, vorwärts zu kommen? Oder hat jede Lebensphase ihre eigene Sicht der Dinge, ihre eigene Weisheit, sogar ihre eigene Grenze? Gerne habe ich wie Caspar David Friedrich Schiffe beobachtet auf dem Weg hinaus oder heimkehrend zum Hafen und daher manches über mich selbst, über die Zeit und über das Leben erfahren.

Betrachtungen an einem frühwinterlichen Tag

Der Schnee kam schneller als erwartet. Wir gewöhnen uns an die Zeit, an das Wetter. Aber sie gewöhnen sich nicht an uns. Sie haben einen anderen Rhythmus, einen anderen Sinn.

Manchmal denke ich, so ist es mit dem Herrn. Er hat auch einen anderen Rhythmus, einen anderen Sinn als wir, und deswegen finden so wenige Menschen zu einem tiefen Glauben an das so Andere, aber letzten Endes Bestimmende.

Über Nacht war die Welt anders, nicht nur draußen, sondern auch drinnen in uns selbst. Schnee, Eis, tiefer Frost. Viele Autos blieben stecken. Ihr Weg ging nicht mehr so glatt voran, sondern war durch Glatteis verlangsamt, unsicher gemacht. Sind unsere Wege nicht letzten Ende immer unsicher? Die Zeit holt uns ein wie bei Krankheiten. Jetzt bestimme ich, sagt sie.

Die Kirchen machten aus der Zeit ihren eigenen Rhythmus durch Feste, die Gott selbst bestimmte und erfüllte. Wir kennen alle nur zu gut die weihnachtliche Stimmung, auch die von Passion/Ostern und Erntedankfest. Könnte es sein, dass dieser Rhythmus uns eine andere Perspektive bietet als die unsere, einen anderen Sinn der Zeit – „Immanuel“ – Gott mit uns?

Der Schnee kam schneller als erwartet. Wir gewöhnen uns an die Zeit, an das Wetter. Aber sie gewöhnen sich nicht an uns. Sie haben einen anderen Rhythmus, einen anderen Sinn.

Spiegelungen, Schatten

Wie unsere Stimme ein Echo hervorrufen kann, so glaube ich, können unsere Gedanken eine Art von Spiegelung von sich aus schaffen. Gedanken, innere Reflexionen sind nicht etwas Statisches. Sie leben weiter wie Blätter im Winde bewegt, auch wie die Schatten, welche aus diesen Blättern, bewegten Blättern, hervorgerufen werden. Einmal schaute ich in den See, und ich sah, wie er mich spiegelte, aber mehr als das, ich spürte, als ob meine Gedanken, inneren Gefühle auch gespiegelt und dann weitergetragen würden durch die Wellen, wie der Schatten von Blättern im Wind.

Auch Geschichte stirbt nicht, lebt nicht nur in Büchern weiter. Ich ging vorbei an der Stelle, wo meine Frau Ja sagte, ich werde dich heiraten, und diese Stelle sagt mir nach 37 Jahren immer noch das Gleiche. Warum denken viele Menschen, bevor sie sterben, nach über ihr Leben und versuchen das gut zu machen, was sie früher versäumt oder was sie schlecht gemacht haben? Weil das alles weiterlebt, nicht nur in unseren Gedanken, sondern in ihrer Auswirkung. Und Welle um Welle unseres Lebens, unserer Gedanken werden weitergetragen zum Ort ihrer Heimsuchung, Schritt um Schritt, Gedanke um Gedanke, Wort um Wort zurückkehrend zum Herrn, wo wir ihm im Gericht begegnen werden.

Wenn ich sehen würde wie ein Blinder

Blinde können sehen. Daran habe ich gar keinen Zweifel. Ich meine, sie „sehen“ Bilder in ihrer Dunkelheit. Wenn ich jetzt blind wäre, was würde ich sehen? Ich glaube, diese Frage hilft mir, anderen Blinden zu begegnen. Ich würde sicherlich in dieser Dunkelheit Menschen sehen, die ich gekannt habe, wie ich sie auch „sehe“ in der Dunkelheit des Traumes. Und vielleicht wie im Traum werden diese Menschen irgendwie Bestimmende, ich meine sogar Gegenwärtige. Denn das Bild der Phantasie bringt Dimensionen, welche wirkliche Menschen von Fleisch und Blut nicht besitzen. Diese Bilder wären nicht nur zu „sehen“ sondern zu empfinden, und dieses Empfinden würde ihnen eine andere Art von Fleisch und Blut geben.

Sehen wir „Nichtblinden“ aber die Menschen, wie sie wirklich sind, oder wie wir sie sehen sollen? Jede solche Begegnung kann dann auch mehr als Fleisch und Blut werden. Oder sind die oberflächlichen Menschen von heute nur Fleisch und Blut, und sehen nur das Gleiche? Dann sehen Blinde mehr und tiefer in der Stille und Dunkelheit. Hat nicht der Herr selbst seine Welt aus dieser Stille und Dunkelheit geschaffen? Ein Blinder sagte einmal zu mir: „Als ich meinen Herrn erkannte, annahm, bin ich sehend geworden!“ Wie viele von uns haben Augen, aber sehen nicht?

Die Bedeutung des Bildes

Sehen ist denken – so wird ein Dichter wie ich empfinden. Eine Worttheologie, ja, weil der Herr damals zu den Seinen durch sein Wort gesprochen hat, und auch heute spricht durch sein Wort, sein Buch. Aber Worte sind oft von Bildern geprägt. Alles, was der Herr schuf, hat er vorher im Bild, im Sinn gehabt. Bilder – die Bibel wimmelt von wiederkehrenden Bildern wie Hirte und Herde, Licht und Finsternis, fließendes Wasser ... Wir erleben in Bildern, bevor wir sprechen können und wir lernen lesen zuerst durch Bilder, Bilderbücher und dann Bilderbücher mit Worten dazu. Unsere erste Bibel ist eine Bilderbibel. Wir träumen in Bildern, und Träume sind sicherlich wichtig. Ich bin auch überzeugt, dass Bilder uns viel mehr prägen als Worte/Gedanken. Was ich erlebe, erlebe ich in bestimmten Zusammenhängen. Wenn z. B. mein Vater stirbt, und ich erfahre diese Nachricht in einem bestimmten Zimmer, so wird dieses Zimmer für mich immer mit dem Tod zu tun haben. Unsere Augen sind sicherlich so wichtig wie unsere Ohren. Ich persönlich würde lieber taub oder stumm als blind sein, auch wenn Musik mir sehr wichtig ist, auch natürlich die Botschaft, die andere mir sagen, aber zur Not auch schreiben könnten. Manchmal denke ich, auch wenn ich ganz und gar lutherisch geprägt bin, dass in dieser Hinsicht die Gegenreformation Recht hat. Bilder sind sehr wichtig für uns, nicht nur das gemalte Bild. Sehen ist für viele von uns vielleicht eine Tür zum Denken.

Fotoalbum

Wir schauten hinein, was vor 30 Jahren gewesen war, noch nicht vergilbt, aber was längst gewesen war. Augen, Menschen, Augenblicke sehen uns an. Ich wollte dir zuwinken, siehst du jetzt, sahst du damals? Da bist du in einem neuen, dreißig Jahre alten Kleid und einem Gesicht, das immer noch du bist. Ich denke: Hallo – bis ich mich selbst finde – eigenartig, das bin ich, aber ich bin es nicht. Ich bin hier. Du bist da. Ich bin 60. Du bist 30. Wir grüßen uns. Ich grüße zumindest, aber du wolltest sicherlich grüßen, bist höflich, wie immer. Kann Papier höflich sein? Aber du lebst damals, und ich lebe jetzt – welches ich? Damals oder heute oder die Möglichkeit vieler Ichs. „Ich weiß nicht, wer ich bin“, mich anschauend, mich suchend, mich sehend, ich und du – ich. Warten wir noch 30 Jahre.

Sehen und empfinden durch die Augen von anderen?

Ich war sehr überrascht, als wir vor fünf oder sechs Jahren neue Passbilder brauchten. Rosemaries und mein Aussehen, unsere Art, die Welt anzuschauen (auch wenn sie wie immer viel hübscher war als ich) fingen sich an anzugleichen, fast als ob wir ein und dieselbe Person wären. Ich bemerke das öfters, dass Menschen, die lange und glücklich miteinander verheiratet sind, auch im Aussehen, in der Art, in der sie auf die Welt blicken, einander ähneln.

Noch etwas habe ich diesbezüglich wahrgenommen: Wenn ich einen anderen Menschen frage, nach jemand, den wir beide kennen, nehmen wir manchmal mehr oder weniger dessen Gesichtszüge an – das ist sicherlich eine Art zu vermitteln, sich in die Lage eines anderen zu versetzen.

Können wir empfinden wie jemand anders? Manchmal, nachdem ich jemand ein Buch von mir gesandt habe, versuche ich den Inhalt des Buches zu empfinden, wie ich denke, dass mein Freund ihn empfinden wird. Ist das möglich? Oder anders gesagt, warum können Dichter, wahre Dichter, Menschen besser verstehen, schildern als andere Menschen? Macht das nicht gerade Dichtung zu Dichtung, vor allem Prosa, die Charakterisierung?

Einmal sagte mir jemand, der mir sehr nahe stand und viel älter war: „David, du empfindest nicht tiefer als andere sensible Menschen. Nur, du hast die Gabe, das alles auszudrücken.“ Er meinte, das richtige Lesen eines Werkes eines anderen verlangt auch die gleiche Fähigkeit wie die des Autors, nämlich sich hineinfinden in das innere Leben eines anderen Menschen. Inwiefern ist das denn wirklich möglich?

Sehen und empfinden durch die Augen von anderen II

Die Romantiker haben das Mittelalter neu entdeckt, eine Zeit, die vorher als Rückschritt in der geistigen Entwicklung des modernen Menschen galt. Aber die Menschen heute, die beides lieben, Mittelalter und Romantik, wissen, dass diese Entdeckung der Romantiker mehr eine neue Entdeckung ihrer eigenen Zeit, ihres eigenen tieferen Anliegens war. Über manche Komponisten wird mit Recht gesagt, dass die Einflüsse anderer Komponisten auf sie oft sehr positiv waren in dem Sinne, dass sie die Entwicklung ihrer eigenen besonderen Art anregten und förderten. Aber das ist nur möglich, wenn diese Komponisten wie beispielsweise Haydn oder Mozart sehr ausgeprägte musikalische Persönlichkeiten waren. Und so ist es bei uns allen, Einflüsse von starken Persönlichkeiten auf Schwächere können sehr negativ sein, die Schwächeren abhängig machen, auch als Persönlichkeit, auch ihre Sprache wird mit der Zeit dem Stärkeren zu sehr ähneln.

Ich glaube, dass es Menschen gibt, welche sich sehr tief hineinfühlen können in die Wahrnehmung von anderen, aber nur wenn sie auch die Fähigkeit besitzen, über sich selbst, über ihre eigene Sicht der Dinge hinaus zu gelangen. Doch jeder feste Standpunkt über andere, über menschliche Natur als solche, zerstört diese Fähigkeit, weil wir dann im Voraus zu wissen glauben, wie der andere zu sehen ist.

Der Angler

Jeder Mensch braucht einen Abstand zu seinem Lebensrhythmus, zu seiner gewohnten Welt, und am allermeisten zu sich selbst. Wir sind fast andere Menschen mit anderen Menschen. Wer verhält sich z. B. seinen Eltern gegenüber wie zu seinen Freunden, Zeitgenossen? Etwas vom Kind in uns bleibt immer in unserer Beziehung zu unseren Eltern. Jeder Freund hat eine andere Beziehung zu uns, und deswegen zeigen wir, sind wir in Wirklichkeit dann etwas anderes. Und so ist es bei der Arbeit, mit Kollegen, mit Vorgesetzten und selbst als Vorgesetzter. Wir sind so verschieden wie die Menschen, welchen wir begegnen. Deswegen brauchen wir Abstand von diesen „vielen Ichs“, um uns selbst gegenüber zu stehen. Aber auch in dieser inneren Beziehung zu uns selbst sind wir immer anders, nach Launen, nach Erlebnissen, nach dem Zusammenhang dieser Begegnung.

Er war Angler, nicht in erster Linie aus Leidenschaft. Kann man wirklich leidenschaftlich bleiben, wenn man ständig auf etwas (einen Fisch) wartet, was meist nicht kommt? Er war Angler, weil er weggehen wollte, weg von seinen anderen Ichs, zu sich selbst, und zwar zu sich selbst in der Stille, ohne äußere Gespräche, sondern wenn überhaupt nur zu Gesprächen mit sich selbst und vielleicht mit einem unglücklichen gefangenen Fisch. Eine Menschenmenge wirkte auf ihn wie ein Zwang – reden musste er, sollte er, unterhalten, aber er war schüchtern, und was er zu sagen hatte, sagten die anderen meistens schneller und besser als er. Ja, beim Angeln kam er zu Wort, aber wann er wollte, wie er wollte. Und er redete mit sich selbst meist in Bildern, Erinnerungen, welche sich ausbreiteten wie die Wellen auf dem See, bis sie nicht mehr auffindbar waren. Er

war Angler, weil diese Stille am See, seine Wellen, seine Bilder ihm mehr übers Leben, sein Leben sagten.

Die Lieder unserer Jugendzeit

Ich kann mich gut erinnern, dass mein Vater plötzlich anfing, die Lieder seiner Kindheit zu singen, wenn er mit uns Kindern in Ferien unterwegs war. Es waren nicht meine Lieder, die Lieder meiner Kindheit. Er sang mit solcher Freude und zugleich mit solcher Sehnsucht, dass mir bewusst wurde: Diese Lieder sind ein Teil seiner Person, und zwar ein sehr wichtiger Teil. Sie spiegeln nicht nur seine Zeit, sondern auch seine Sehnsüchte.

Und heute, mitten in der Ferienzeit, fing ich auch an, die Lieder meiner Jugendzeit zu singen. Die Qualität dieser Lieder ist bestimmt nicht sehr hoch und die Texte sind sicherlich nicht tiefgründig. Dennoch bleiben diese Lieder, die ich in meiner Jugendzeit gesungen habe, ein Teil meiner Person. Was empfinde ich denn, wenn ich solche Lieder singe? Zuerst etwas Merkwürdiges: Wenn ich plötzlich anfangen, ein Lied zu singen, hat dieses Lied oft sehr viel mit meiner jetzigen Lage zu tun, mit meiner jetzigen Stimmung. Wenn ich sehr glücklich bin, singe ich Danklieder, und zwar eher aus der Zeit, als ich Christ geworden bin, oder Liebeslieder. Aber was ist mit den für mich uralten Liedern, die ich z. B. in der dritten oder vierten Klasse im Musikunterricht sang? Warum singe ich solche Lieder heute, innerlich bewegt? Was mir an diesen Liedern wichtig ist, ist weder Musik noch Text, sondern mit einem Mal bin ich zurückversetzt in eine Zeit, welche lange vorbei ist. Diese Lieder holen diese fast verlorene Zeit in die Gegenwart. Ich meine nicht in erster Linie bestimmte Erinnerungen, sondern innere Stimmungen, die uns am tiefsten prägen. Wenn ich solche Lieder singe, bin ich selbst wie acht oder neun und ich empfinde diese Lieder wie damals. Gerade dann merke ich, dass alle meine Berufungen mit Vergänglichkeit

zu tun haben, auch wenn ich jetzt letzten Endes glücklicher bin als damals. Vielleicht gerade weil ich jetzt so glücklich bin, singe ich solche Lieder in tiefer innerer Erkenntnis, dass die Zeit nicht lange bleibt, nicht greifbar für uns ist, sondern wie manche dieser Lieder vergeht, wie ein Fluss durch die Zeit, der Fluss unseres Lebens. Aber ich weiß jetzt im Bewusstsein dieser Vergänglichkeit, dass nur eines, einer uns letzten Endes Kontinuität bietet, der Herr Jesus, der uns sagt: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Wer sein Gehör langsam verliert

Ich verstehe die Menschen immer weniger, nicht nur was sie sagen, sondern warum sie etwas sagen. Viel mehr wird gesagt als nötig. Wir sollen reden, um etwas auszudrücken für den anderen. Manchmal denke ich, reden wir, um uns selbst etwas zu sagen, uns zu erinnern, oder vielleicht, weil wir es wirklich meinen, oder dessen nicht so sicher sind. Worte sind gewagt, denn die Wahrheit ist immer mehr, und vielleicht auch manchmal weniger als wir sagen. Sind Worte dann ein Versuch, nicht mehr als das, ein Versuch, sich in eine unbekannte Wahrheit hineinzutasten, wie wenn wir zuerst ängstlich unseren Weg ins Meer suchen, um unsere Gefühle in Einklang mit Wellen und Weite zu bringen?

Die Worte, unsere Worte sind manchmal etwas ganz anderes: wie ich gelernt habe zu sagen, wie ich die Ausdrucksweise eines anderen nachahme. Wir reden zu viel. Worte sollen meine eigenen sein und empfangen werden als die deinen. Aber Worte überschatten oft, was wir sagen wollen. Sie gehen ihren eigenen Weg in Gefühle, in Erinnerung. Ich warte auf die Zeit, wenn wir alle auf Worte warten, auf Aussagen, welche uns einladen, hereinholen in die Welt des Verstandenwerdens, nicht nur was wir meinen, sondern was wir gemeinsam empfinden. Jesus spricht uns Gläubige so an.

Kalenderchristen – oder darf man unzeitgemäß sein?

Es gibt unter Christen jeder Konfession einen Jahresrhythmus, von den zentralen Festen geprägt: Weihnachten und Winter, vor allem mit Schnee am Boden und in der Luft; Passion und Ostern: Frühling und Leben aus dem Tod; Pfingsten und sommerliche Freude; Erntedankfest und Herbst und die Ernte selbst – um nur vier zentrale Feste in Verbindung mit den Jahreszeiten zu bringen. Ich verstehe diese „kirchliche Haltung“ wohl, und ich empfinde diese Feste auch in diesem Sinne. Aber was sollen wir den Menschen in Südamerika und Afrika sagen, wo der christliche Glaube sehr stark wächst? Entweder sind diese Jahreszeiten auf den Kopf gestellt, oder es gibt da gar keine ausgeprägten Jahreszeiten.

Dazu gibt es eine gut kirchliche Auffassung, dass jedes dieser Feste seine besonderen Aussagen hat und deswegen nicht ineinander gehen sollte. Wer will denn z. B. eine weihnachtliche Predigt zu Pfingsten hören? Aber können wir eine richtige Weihnachtspredigt hören ohne das Kreuz, die Zielsetzung von Jesu Geburt zu betonen? Zwar gibt es diese Einmal-im-Jahr-Christen, die dann vielleicht immer nur in Bethlehem geblieben sind, ohne an Karfreitag und Ostern im wahrsten Sinne Anteil genommen zu haben. Dazu kann ein kalendergeprägtes Christentum sehr leicht zu einem traditionellen Christentum führen: die Feste zu ihrer erwarteten Zeit nicht nur als einen inneren Rhythmus, sondern mit der Zeit fast als eine Routine zu empfinden. Deswegen sollten gute Pfarrer ihre Gemeinde aufrütteln, um die wahre Bedeutung von Christi Leben und Tod herauszustellen. „Unzeitgemäße“ Predigten können das bewirken. Und dazu, gibt es ja keine Jahreszeit, kein christ-

liches Fest, wo Jesu Kreuz, unser Heil deplatziert wäre.
Das Kreuz ist schließlich Mitte der Zeit.

Der Sommer

Der Sommer ist die Zeit, in der alles langsamer geht. Ich spüre viel stärker, was ich empfinde, wenn ich jemanden grüße und seine Hand etwas länger halte etwa, tiefer in seine Augen schaue, als ob ich sagen wollte, so bist du, und ich grüße dich. Aber zuerst empfängt mich der Sommer. Er ist da wie ein gedeckter Tisch. Er umfängt uns mit einer Breite, welche weiter und tiefer geht als jede andere Jahreszeit. Der Sommer wird verglichen mit unseren besten Jahren, wenn wir gerade ganz erwachsen geworden sind. Ich finde diesen Vergleich oberflächlich. Der Sommer hat viel mehr mit Reife, mit einem gewissen Alter zu tun. Er ist eine Zeit im Leben, wenn man selbst innerlich zur Stille kommen kann, wenn man lernt, neu zu sehen und auch gesehen zu werden. Der Sommer ist wie ein Mann, der von seiner Arbeit nach Hause gekommen ist, sich in einen weichen, langen Stuhl legt und merkt, wie hoch die Bäume gewachsen sind, dass der Vogelgesang eine Farbe entfaltet, dass der Himmel weiter ist, als man sehen kann. Der Sommer ist, wenn wir nachdenken, nachfühlen über unser Leben und langsam einschlafen, Bild an Bild gereiht. Der Sommer ist, wenn die Zeit fast laut sagen will: Ich bin hier, ich will lange bleiben, ich will mich nicht ändern.

Am Ende der Ferien

Jetzt sind unsere Ferien fast zu Ende. Morgen fahren wir wieder nach Hause. Wie fast immer habe ich mehr gearbeitet in den Ferien als sonst. Mein weltkluger Vater sagte mir mehrmals: „In den Ferien bekomme ich meine besten Gedanken“ – ich auch. Aber warum? Sicherlich weil wir ohne Stress, ohne Hetze sind – aber jetzt ist mein Leben so wieso fast ohne Stress und Hetze. Sicherlich auch wegen einer neuen Umgebung. Neue Umgebung bedeutet für viele eine neue Sicht der Dinge, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Wir bekommen damit einen gewissen Abstand zu unserem Leben, zu Lebenszielen, Lebensinhalten. Diese „Ich-Du-Beziehung“, Mensch und Umgebung verändert das Ich durch die neuen Gegenstände, die der Mensch betrachtet.

Maler haben das immer gewusst. Viele nördliche Maler gingen nach Italien, um die antike Vergangenheit zu betrachten, zugleich auch die neuere Kunst dieses schöpferischen Volkes. Der mir so sympathische Pieter Brueghel der Ältere ging nach Italien, um beides nicht zu tun. Es wird berichtet, dass Brueghel, ganz anders als so viele andere Maler, sich in Italien weder für die antike Kunst und die Ruinen interessiert hat, noch für die zeitgenössische Kunst, sondern die Landschaft selbst ihn faszinierte und zum Teil seine künstlerische Zukunft prägte. Sicherlich hat auch die Reise selbst ihn beeindruckt, seine neue Sicht der Dinge beeinflusst – nicht nur was er sah, sondern wie er das sah und das alles integrierte in seine Persönlichkeit. Reisen jeder Art sollen innerlich auch symbolische Bedeutung haben für jeden geistig wachen, sensiblen Menschen, auch weil unser Leben so eine Reise ist. Als ich durch meine Frau auch autodidaktisch deutsch lernte, benutzte ich ein zweisprachi-

ges Buch von deutschen Erzählungen mit Englisch daneben. Zwei dieser Erzählungen sind mir im Gedächtnis geblieben. „Der blinde Geronimo“ von Arthur Schnitzler und eine Erzählung von Ilse Aichinger über einen Ferienort, gerade als die Saison zu Ende gegangen war. Dieses Stück war zutiefst geprägt von einem Sinn der Vergänglichkeit – vielleicht die poetischste aller menschlichen Erfahrungen. Ja, diesen letzten Tag unter meinem schattigen Baum mit einem Blick auf den See prägt in mir, trotz des Hochsommers, einen Sinn von Vergänglichkeit. Ein Kapitel meines Lebens geht jetzt zu Ende, auch wenn es nur ein sehr kurzes, aber sehr schöpferisches Zwei-Wochen-Kapitel war.

Wind und Geist

Blätter am Boden, fallende Blätter, auch gefärbte Blätter am Baum. Wenn ich mich in so einer Landschaft befinde, spüre ich, dass ich auch mitten im Leben bin, dass das Leben ein Sterbeprozess ist und bleibt, und dass ich so vielfältig bin, wie diese vom Wind bewegten gefärbten Blätter am Baum.

Diese Blätter halten fest am Leben, so fest sie können am Baum, aber der Wind kommt noch stärker und bläst manches los – auch manches, welches nicht so tief gefärbt ist. Ist der Wind dann Geist, oder Tod, oder beides? Er bringt etwas Neues, bringt alles in Bewegung wie der Heilige Geist, aber um zu erneuern, muss er töten. Müssen wir denn nicht auch mit Christus sterben, um neu in ihm, aus ihm zu leben? Wind als Heiliger Geist, eine Herbstlandschaft und wir mitten drin.

Spannung

Es gibt eine Spannung in der Natur, vor allem vor einem Sturm. Die Wolken ballen sich zusammen. Der Wind weht intensiv. Es gibt sogar Vögel, welche diesen Sturm ankündigen durch ihren Flug und durch ihren Gesang. Und dann bricht alles los. Dieser Sturm kann vieles zerstören. Er kann aber auch vieles reinigen.

Es gibt in den besten Ehen solche Spannungen, welche durch bestimmte Reize, bestimmte Ärgernisse sich zusammenballen, bis etwas explodiert und dann die bösesten Dinge gesagt werden, und weil Ehepartner gut die Schwächen ihres Gegenübers kennen, treffen sie immer ins Schwarze. Solcher Streit kann viel zerstören, aber er kann auch die Luft reinigen.

Jetzt bin ich in innerer Spannung. Ich erwarte einen wichtigen Telefonanruf. Mein Herz pumpt schneller. Meine Gefühle laufen mir davon. Alle möglichen Gedanken schwirren mir durch den Kopf. Ich versuche, Ruhe zu bewahren. Ich schreibe Listen von Dingen, die wichtig zu besprechen sind. Ich versuche auch an etwas anderes zu denken. Diese Spannung gibt mir innere Kraft, welche, z. B. bei einer Prüfung, nötig ist, aber zugleich kann sie mich so in ihren Bann ziehen, dass ich Dinge zu rasch sage, manches sage, was ich nicht sagen will.

Spannung, der Sauerstoff des Lebens, die Vorahnung großer Ereignisse; deswegen kam der Herr hier auf Erden mitten in die schreckliche Spannung zwischen Juden und Römern und unter den Juden selbst hinein. Geburtswehen nennen wir das. Und jetzt nimmt die endzeitliche Spannung zu wie die Passion Jesu und die letzte Erwartung seiner erlösenden und richtenden Wiederkunft.

Gauguin – oder kann ein schlechter Mensch ein großer christlicher Maler sein?

Wir so genannten „Frommen“ neigen sehr stark dazu, Menschen als fromm oder nicht fromm zu bezeichnen, als Gute oder Böse. Was sollen wir aber zu einem Schindler sagen, der Playboy und Alkoholiker war und mehr für mein Volk getan hat als alle Frommen zusammen? Was sollen wir zu Martin Luther sagen, dem großen Reformator, der am Ende seines Lebens ein rabiater Antisemit wurde? Einfach gesagt: Wir müssen lernen, differenziert zu sehen, auch uns selbst – „Verloren in uns selbst, gerettet in Christus“. Neugeboren bedeutet nicht engelhaft. Jeder Mensch hat verschiedene Seiten, das kennen wir von uns selbst, und manche dieser Seiten scheinen ganz und gar nicht im Einklang mit anderen Seiten zu sein wie bei Schindler, wie bei Luther, wie bei vielen von uns.

Gauguin war als Mensch, christlich gesehen, menschlich gesehen unmöglich, unerträglich. Zwar hat er anders als der große „christliche“ Maler Caravaggio keinen Menschen umgebracht und nicht ständig einen Dolch bei sich getragen. Gauguin hat aber Frau und Kinder verlassen, wie ein Playboy gelebt, für sich selbst, für seine Berufung als Maler. Und hier müssen wir deutlich trennen zwischen Gauguin als Maler und Gauguin als Mensch – schwierig für die meisten Frommen, aber notwendig. Wer überhaupt eine Ader für große christliche Kunst besitzt, muss das alles bei Gauguin empfinden, wie z. B. auch bei Caspar David Friedrich. Seine Bilder reden durch Raum, durch Stille, durch eine geheimnisvolle Farbführung, welche viel mehr als nur dekorativ ist. Viele christliche Themen hat er be-

handelt und er behandelt sie mit einem tiefen christlichen Geist. Synkretistisch war er manchmal leider auch in seiner religiösen Empfindung.

Kann ein schlechter Mensch ein großer christlicher Maler sein? Wer Gauguins „Gelbe Kreuzigung“ oder „Jakobs Kampf mit Gott“ oder viele andere seiner christlichen Werke kennt, und wer zu dem innigen Geist seiner besten Bilder durchdringt, kann und muss antworten: „Ja, so schwer es manchem von uns fällt. Ja, bei dem Herrn ist gar nichts unmöglich!“

Anklagbar

Die Widersprüche im anderen in
sich selbst zu entdecken.

Wenn selbst Ehrlichkeit ein Mittel wird,
um keine Änderung hervorzubringen.

Wenn Worte und Gedanken auseinander klaffen.

Den Herrn zu sehr zu lieben
und den Nächsten zu wenig.

Kleinlich zu sein,
wenn man sich für großzügig hält.

Sündenböcke

Seit wir in Deutschland leben, seit 36 Jahren, habe ich drei – Gott sei Dank kleine – Verkehrsunfälle verursacht – ich war jedes Mal schuldig, auch wenn ich weiß, dass man hierzulande so etwas nicht von sich selbst sagen soll. Meine jüdischen Eltern haben mich aber so „christlich“ erzogen, den „Balkon“ zuerst bei mir selbst zu suchen.

Vom letzten dieser Unfälle habe ich in diesem Buch Zeugnis abgelegt in „Vorfahrtsstraße“. In Malmsheim geschah der zweite solche Unfall, welcher, Gott sei Dank, glimpflich ausging. Ich fuhr am Ostermontag mit meinem Wagen vom Friedhof in Richtung der Hauptstraße. Links davon war eine große Kurve. Ich schaute links zuerst, das war mein Fehler, und dann rechts. Niemand in Sicht, und dann fuhr ich. Aber plötzlich tauchte ein Motorrad von links mit voller Geschwindigkeit auf. Ich hielt sofort an. Der Motorradfahrer auch, aber er flog durch die Luft. Ich war total erschrocken, außer mir. Aber – er landete direkt auf meinem Auto vor meinen Augen, unverletzt. Natürlich habe ich ihn nicht beschuldigt, sondern die Schuld bei mir gesucht, wie ich durch die „christliche Erziehung“ von meinen jüdischen Eltern gelernt habe.

Der erste Unfall. Es war Anfang der 60er-Jahre, Schnee und Glatteis lagen auf der Straße, dazu herrschte starker Nebel. Eine Frau fuhr mit ihrem Fahrrad vor mir ohne Rücklicht. Ich fuhr zwar langsam, aber sah sie erst im letzten Moment, bremste und traf ihr Rad, nicht sonderlich fest. Sie fiel zu Boden. Wir halfen ihr auf. Sie war kaum verletzt. Sofort suchte ich die Schuld bei mir, welche in diesem Fall wirklich sehr gering war. Und ich erfuhr später, dass man so was nicht tut. Der andere ist immer schuldig. Ich verstehe diese Haltung wohl, nach deutscher Gesetzge-

bung. Wer sich als schuldig erklärt, wird so behandelt. Besser ist es dann, die Schuld immer bei den anderen zu suchen.

Nach Deutschlands schlechtem Auftritt bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1998 suchte Berti Vogts die Schuld nicht bei dem mittelmäßigen Spiel seiner Mannschaft, sondern bei dem Schiedsrichter. Ich verstehe, dass er sich für seine Spieler einsetzen wollte. Aber sofort kam mir dieser so verhängnisvolle Satz in den Kopf, ein Satz, welcher widerspiegelt, was sich aus so einer Sündenbockhaltung entwickeln kann: „Die Juden sind an allem Schuld, sie sind unser Unglück.“

Der Jude

Wenn wir so wie die anderen sind,
sind wir doch anders.

Unsere Väter waren umherwandernde
Aramäer – wir auch.

Wer zu laut und zu stille ist. Wer
alle seine Widersprüche lebt.

Wer Jesus ablehnt, aber in so vieler
Hinsicht ihm nahe steht.

Wer uralte Gesichtszüge trägt und immer in die
Zukunft schauend und lebendig bleibt.

Nach Auschwitz

Es gibt Dinge im Leben, welche zu groß sind, um sie wahrzunehmen, wie Geburt, Liebe, Glaube, aber auch das Ausmaß des Bösen, der Holocaust. Wie zu Jesu Kreuzigung gab es, gibt es Zeugen, Zeugen des unermesslichen Ausmaßes dieses Geschehens, aber auch Zeugen, die versuchen, wie die Frauen an Jesu Grab sich hineinzutasten in dieses überwältigende Geheimnis. Wir kennen die Namen der Zeugen des Holocaust wie Nelly Sachs, Rose Ausländer, Viktor Frankl, Paul Celan, Eli Wiesel. Wir kennen auch ihren doppelten Kampf, wahrzunehmen, was tatsächlich passiert ist und das dann irgendwo in ihrem eigenen Leben, Überleben, einzuordnen, ihm Sinn oder Unsinn zu geben. Paul Celan beging Selbstmord, Viktor Frankl gab ein Bekenntnis zu Gottes Führung ab und entwickelte eine Psychologie der Hoffnung, des Vorwärtsschauens. Die anderen blieben irgendwo dazwischen im Kampf um Gott oder seiner Ablehnung, im Kampf um Sinn oder dessen Ablehnung. Aber alle haben eines gemeinsam: Ihr zeugnishaftes Schrifttum, Zeugnis eines Ereignisses, welches alles menschliche Wahrnehmen sprengt, und Zeugnis, persönliches Zeugnis ihren Kampf nach diesem umwälzenden Geschehen selbst zu bestehen, geistig und geistlich zu bestehen. Und so ist der Holocaust, wie Jesu Kreuz, wie die Schöpfung selbst ein Mahnmal an uns alle, wie klein wir sind, wie hoffnungslos groß die Welt und das Leben und auch seine Verneinung wirklich sind, aber trotzdem bleibt unsere Rolle als Zeugen in dieser übergroßen Welt, in diesem übergroßen Leben auch in Beziehung zu Geburt, Liebe und Tod, Geheimnis, welches wir nur empfangen, nicht aber allein gestalten können.

Schlaf

Der Schlaf ist wie auf der anderen Seite des Ozeans. Wir werden da hingetragen, aber nicht mit Händen, sondern mit Wellen. Der Schlaf selbst ist vor allem Wellen, meistens so still, dass wir überhaupt nicht merken, wo wir sind und wo wir hingebraucht werden. Aber manchmal werden diese Wellen unruhig. Bilder tauchen auf, welche uns mehr als bekannt sind, aufdringlich. Sie umfassen Raum und Zeit, sie sind Raum und Zeit. Diese Bilder wollen uns etwas sagen, mehr von sich selbst als von uns. Wir werden ein Teil dessen, was sie zu sagen haben. Wir sind wie neu gemacht, neu verstanden, aber durch etwas uns ganz und gar nicht Neues. Träume kommen und gehen wie neue Perspektiven, neue Sichtweisen, welche sich ständig ändern, wie das Leben selbst, aber viel kürzer, komprimierter.

Und dann ist der Schlaf das, was wir draußen hören, nicht genau, sondern ganz in der Ferne, auch ein noch nicht geformtes Licht, welches draußen bleibt, uns nicht bestimmen kann. Der Schlaf ist eine Reise, wie das Leben selbst, auf Wellen, manchmal stürmisch aber meistens ganz und gar unauffällig. Wir wachen schneller auf, als wir einschlafen. Wir wachen auf, aber etwas langsamer, je älter wir sind. Das Leben wartet auf uns, aber jetzt kann es warten. Wir stehen auf, als ob wir den Schlaf wegschütteln könnten wie eine Decke, welche uns nochmals umhüllen wird. Schlaf, sagte uns Jesus, hat etwas mit dem Tod zu tun. Aber auch hier werden wir aufwachen, aufgeweckt werden, als ob ein neuer Tag gerade anfangen wird, aber ein Tag, welcher wie manche Träume weder Zeit noch Raum wirklich kennt.

Krankheit

Wo die Vögel ihre Farben vergessen haben.

Nicht weiter und näher sehen,
Sondern nur hier und jetzt.

Wo Schatten zu wachsen scheinen.

Dieses Zimmer schließt mich ein, aber
Endlich Ruhe vor mir selbst.

Die Zeit

Als Kind: Wie lange noch zum nächsten Geburtstag?
So schnell ich lebe, so langsam begleitest du mich.

Als Erwachsener: Ich koste dich aus,
aber merke nicht, wie schnell die Tage vergehen.

Im Alter: Du gehst immer schneller,
auch wenn du gleich bleibst.

Die Zeit hat etwas mit Wind und Wellen zu tun,
aber unsichtbar, auch ihren stetigen Rhythmus.

Ich erlebe, erlebte eine Hoffnung.
Was war, ist gleich vergangen und zukunftsweisend.

Du bist immer gleich, aber du bist immer neu.

Vor dem Anfang, nach dem Ende –
du, mein Herr der Zeiten.

David Jaffin wurde 1937 als Sohn aufgeklärter jüdischer Eltern in New York geboren. Er studierte an der New York University Geschichte, Kunstgeschichte und Psychologie. 1966 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert. Nach seinem Studium der evangelischen Theologie war er 20 Jahre Pfarrer in Württemberg. Zahlreiche Buchveröffentlichungen.

David Jaffins Prosa – Kurzgeschichten, Anekdoten, Gleichnisse, Bilder – ist geprägt vom Blick auf das Eigentliche und durchdrungen von der geheimnisvollen Gegenwart Gottes.

Preisgruppe 13

ISBN 3-501-01389-2



9 783501 013892

johannis

72412